Der

Bürgermeister von Lüttich.

Historisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert.

Von

Heinrich Conscience.

Zweiter Theil.

Münster 1867.
In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

VII.

Obgleich der Bürgermeister die Wahrheit der Mittheilungen Warfuzées noch immer bezweifelte, unterließ er es dennoch nicht, die nöthigen Maßregeln für die Sicherheit der Stadt zu ergreifen. Er versammelte die Vorsteher der Zünfte und die Offiziere der Gilden und gab allen, für den Fall eines Aufstandes der Chiroux oder eines Angriffes der Spanier neue Verhaltungsregeln. Die Wachen auf dem Rathhause, auf den Thürmen der Festungsmauern und an den Thoren wurden ansehnlich verstärkt. Alle Bürger und Handwerker wurden angehalten, auf den ersten Schall der Lärmglocke bewaffnet nach den einer jeden Zunft vor Alters angewiesenen Plätzen zu eilen, um von da mit starker Macht nach dem Rathhause oder den bedrohten Thoren aufzubrechen.

Diese Befehle und ihre schleunige Vollstreckung riefen unter der Bevölkerung eine große Unruhe hervor. Des andern Tages waren die Straßen überall mit Menschen, größtentheils jedoch Frauen, angefüllt, welche einander äußerst neugierig fragten, welches Ereigniß bevorstände und welche Gefahr die Stadt bedrohte. Die Chiroux fürchtete man nicht sehr. Auch mischte sich unter das Gespräch des Volkes manche Herausforderung gegen sie. Bedenklicher schien jedoch der Umstand, daß man das Thor von Amercoeur mit mehr als hundert Mann besetzt hatte und die Lunten

für die Kanonen auf den Wällen immer brennend in der Hand hielt. Man war demzufolge auf eine Bestürmung durch die Spanier gefaßt; und, wenn das verbreitete Gerücht gegründet war, würde der feindliche Angriff am kommenden Sonnabend ausgeführt werden.

In Erwartung des drohenden Ereignisses waren die Gemüther so verstört, daß fast Niemand noch Lust zur Arbeit verspürte. Die Werkstätten standen verlassen; die Arbeiter aus den Kohlenbergwerken blieben, anstatt in ihre Minen niederzusteigen, auf dem St. Lambertusplatze oder dem Markte plaudernd stehen oder ergingen sich in einzelnen Haufen längs der Wälle.

Aus diesem Umstande entsprang großer Schaden für den Handel und Gewerbfleiß: aber weil es nur vier Tage dauern konnte, setzte man sich leicht über diesen Verlust hinweg.

Schlimmer und gefährlicher war die Anwesenheit so vieler tausend Handwerker in den Straßen, die einander durch Worte des Hasses und der Erbitterung gegen die Chiroux aufreizten. Der Bürgermeister, die Vorsteher und Offiziere der Schützen sahen sich verpflichtet, vom Morgen bis zum Abend, ja sogar einen Theil der Nacht, auf den Beinen zu sein, um allen Gewaltthätigkeiten vorzubeugen; denn das gemeine Volk sprach von nichts anderem als die Chiroux bis auf den letzten Mann in die Maas werfen zu wollen, um die Stadt mit einem Schlage von der verrätherischen Brut zu befreien.

Glücklicherweise verhielten sich die Chiroux ganz ruhig; und, wo sich nur die Gelegenheit darbot, erklärten sie laut, daß Niemand von ihnen im entferntesten daran gedacht hätte, Unruhe zu erregen. Die Berichte, welche in großer Menge von Argenteau, Navagne und andern Seiten der Grenze anlangten, waren gleichfalls so beschaffen, daß sich die Furcht vor einem Angriffe verminderte. Die Kroaten waren alle in das Innere von Brabant gerückt und die spanischen Besatzungen nicht stärker als gewöhnlich.

Dies Ausrücken der feindlichen Truppen konnte eine Kriegeslist sein. Man erwartete daher unter Waffen und nicht ohne Besorgniß den nächsten Samstag.

Als aber der Sonntag anbrach, ohne daß man die geringste Bewegung von Innen oder von Außen bemerkt hatte, war man allgemein der Ueberzeugung, daß der Magistrat wieder durch falsche Nachrichten irre geführt wäre. Man begann selbst laut darüber zu spotten; nnd bereits des Abends wurden hier und da Lieder im Waalschen Dialecte gesungen, in denen man sich über den Mißgriff des Schöppenrathes lustig machte.

Die Aufregung der Gemüther legte sich bald; bereits am Montag Morgen kehrten die meisten Grubenarbeiter in ihre Minen zurück, die Werkstätten füllten sich wieder und der Arbeitslärm verbreitete sich wie gewöhnlich über die gewerbthätige Stadt.

Der Bürgermeister, überzeugt, daß der Graf van Warfuzée der Spielball der Feinde der öffentlichen Ruhe gewesen war und daß man ihm wahrscheinlich ganz ungegründete Nachrichten hinterbracht hatte, gestattete den Schützen und dem größteu Theile der bewaffneten Handwerker, nach Hause zu gehen. Er behielt jedoch vorläufig Mannschaft genug, um das Rathhaus und das Thor von Amercoeur vor Ueberrumpelung zu schützen.

Warfuzée war wüthend. Er beschuldigte in seinem Herzen den Bürgermeister, ihn durch seine unüberwindliche Starrköpfigkeit und seine unzeitigen Maßregeln um alle Früchte des verrathenen Geheimnisses gebracht zu haben. Die getäuschte Ehrsucht des Grafen konnte dies nicht vergessen. Was ihn jedoch noch am meisten verletzte und verstimmte, war, daß von Mouzon jetzt mit triumphirendem Scherze behauptete, daß der Plan der Chiroux und Spanier gar nicht existirt hätte. Demzufolge würde er in diesem Sinne darüber nach Paris berichten, und, anstatt eine hohe Belohnung zu erhalten, würde er, Warfuzée, der Gegenstand des Spottes und der Geringschätzung werden.

Wäre der Graf nicht so sehr durch seinen bittern Aerger beherrscht gewesen, er würde vielleicht bemerkt haben, daß seine jüngste Tochter Klara bleich und von einem geheimen Kummer geknickt, umherging. Den Grund davon hätte er leicht errathen können. Daniel Laruelle war noch ein oder zwei Mal gekommen. Seit dieser Zeit hatte man

ihn in dem Hause des Grafen nicht mehr gesehen. Wenn Klara sich gelegentlich durch Gobert nach seiner Gesundheit hatte erkundigen lassen, hatte Daniel allerlei unverständliche Gründe vorgebracht, um seine Besuche einzustellen. Er wollte also nicht mehr kommen!

Ueberdies hatte ihr Vater in unfreundlichen Worten gegen den Bürgermeister sich ausgelassen, daß der Verkehr Daniels in seinem Hause ihm unangenehm geworden wäre. Ihre Schwestern sprachen von Daniel nur mit Geringschätzung und Spott. Diese schöne, zarte Freundschaft war für immer dahin!

Was Daniel betrifft, so hatte er einen muthigen Entschluß gefaßt. Es war ihm einleuchtend, daß Klara ihre Zuneigung ganz an Friedrich von Saizan verschenkt hatte. Es war ganz natürlich; er gehörte, wie sie, einem edlen Geschlechte an. Es konnte nur eine Verwirrung, eine Verblendung der Sinne sein, zu denken, daß sie jemals einwilligen würde, die Lebensgefährtin eines niedrigen Bürgersohnes zu werden. Und wenn diese gegenseitige Zuneigung — auch wenn sie durch nichts getrübt gewesen wäre — ohne erreichbares Ziel bleiben mußte, war es denn nicht eine Pflicht, eine solch bittere Quelle von Enttäuschung und Leiden in seinem Herzen zu verstopfen? Ja, er wollte das Bild Klaras aus seiner Seele verbannen, aus der Vernunft, aus der Wirklichkeit die Kraft nehmen, eine unglückliche Neigung zu dämpfen, von der er doch nur Erniedrigung und Schmerzen zu erwarten hatte.

Dies Alles sagte er seiner Mutter, mit so viel Ueberzeugung und dem Anscheine nach mit so viel Ruhe, daß sie ihm nach einigen Gegenbemerkungen Recht gab und ihn durch sanfte Worte in seinem Vorhaben bestärkte.

Der Streit war für Daniel gleichwohl schmerzlich. Anstatt sich, wie Jeder, um die Gefahren, welche die Stadt bedrohten, zu bekümmern, wandelte er meist allein unter den Bäumen auf dem Kai von Avroy oder suchte andere einsame Plätze auf, um unter freiem Himmel zu grübeln und zu träumen. Zu Hause verweilte er im Garten oder schloß sich unter dem Vorwande von Studien in seine Stube ein; aber was er auch vornahm, welche Versuche er an-

stellte, das Bild Klaras oder Friedrichs von Saizan stand immer vor seinen Augen.

Bereits elf Tage waren verflossen, ohne daß der geringste Vorfall die Ruhe der Stadt gestört hatte. Hätte der Bürgermeister, — der allein durch gewisse zweifelhafte Berichte zur Wachsamkeit angespornt war, — die Wachen an dem Rathhause und dem Thore von Amercoeur auf die gewöhnliche Mannschaft zurückgeführt, Niemand hätte mehr an die Aufregung gedacht, in welche man das Lütticher Volk so vergeblich durch eingebildete Gefahren versetzt hatte.

Den Abend von Dienstag auf den Mittwoch waren alle Einwohner, die Magistratspersonen wie die andern, ohne jede Besorgniß zu Bette gegangen; und diese Nacht war nicht allein außerordentlich finster, sondern noch viel stiller als gewöhnlich.

Gleichwohl würde derjenige, welcher einige Stunden vor der Morgendämmerung durch die entlegenen Stadtviertel gewandert wäre, wenn seine Augen die Finsterniß hätten durchbohren können, gesehen haben, daß schwarze Schatten überall längs der Häuser hinschlüpften und hier und da in eine Thür oder Remise verschwanden. Bei größerer Aufmerksamkeit würde er gleichfalls den Glanz von Stahl oder Eisen bemerkt haben und unfehlbar zu dem Schlusse gekommen sein, daß im Schooße dieser verhängnißvollen Nacht ein blutiges Schauspiel vorbereitet würde.

In der That hatten die Chiroux und Spanier, als sie sich verrathen sahen, von dem beschlossenen Angriffe Abstand genommen; ihn jedoch nur so lange verschoben, bis das Mißtrauen des Volkes und die Wachsamkeit des Magistrats würde aufgehört oder sichtlich abgenommen haben.

Jetzt war der günstige Augenblick gekommen.

Auf dem Vorhofe gewisser großen Häuser waren die Chiroux und ihre Anhänger versammelt, schweigend das Signal erwartend, welches von der Seite von Robermont über die Stadt donnern sollte.

Die meisten dieser Manner waren adligen Standes oder gehörten zu den ersten Bürgern. Es waren gleichfalls Handwerker darunter, jedoch in der Minderzahl.

Einige Anführer gingen von dem einen Stadtviertel zum andern, um sich zu überzeugen, daß man überall bereit stände und mit Pulver und Blei versehen wäre. Sie ermahnten einen jeden für Fürst und Vaterland zu sterben oder an diesem Tage die Stadt Lüttich von ihren Tyrannen zu befreien. Sie versprachen ihren Leuten einen leichten Sieg. Der Kampf würde nicht lange dauern, da die Spanier und Kroaten mit vielen Regimentern und schwerem Geschütze hinter dem Cornillonsberge sich bereit hielten, um in die Stadt zu dringen und die Grignoux wie Ungeziefer zu vernichten.

So nahte endlich die erwartete Stunde; bereits begann im Osten der Morgen zu grauen, und die Chiroux blickten mit klopfendem Herzen in die Höhe, um den allmäligen Verlauf des Morgenlichtes zu verfolgen.

Es war bereits Tag, wenigstens war es hell genug, um Freund vom Feinde unterscheiden und den Punkt sehen zu können, den die Kugel treffen mußte.

Ein Gefühl ängstlicher Verzweiflung drang in das Herz der bestürzten Chiroux. Sollten die Spanier sie hintergangen oder ein unerwarteter Widerstand sie verhindert haben, auf die Stadt loszurücken?

Aber da fuhr plötzlich ein so gewaltiger Kanonenschuß durch die Luft, daß von den Höhen des St. Martinsberges der Donner wiederhallte.

Ein lang anhaltendes Siegesgeschrei machte sich Luft... Aus allen Stadtvierteln strömten die Chiroux durch die noch einsamen Straßen nach dem Rathhause.

In weniger als einem Augenblicke bedeckten sie den ganzen Markt und einen Theil des St. Lambertusplatzes. Es konnten ihrer wohl tausend sein.

Diejenigen, welche unter dem Befehle des Herrn Rossius zuerst auf dem Markte erschienen waren, hatten sich beeilt, die Treppe des Rathhauses zu erklimmen; aber auf den Kanonenschuß waren die Wachen zu den Waffen gelaufen und sie feuerten nun so anhaltend aus Thür und Fenstern, daß die bestürzten Chiroux zurückwichen, um vom Markte aus das Rathhaus zu beschießen.

Inzwischen erbebte die Luft unter den kurzen, doch scharfen Tönen der Nothglocke, welche so grell läutete und so fieberisch zu Hülfe rief, als wollte sie zerspringen.

Die Angreifer konnten mit ihren unzähligen Musketen sicherlich einen Hagel von Kugeln in jede Oeffnung des städtischen Gebäudes schicken und es war wenig Aussicht vorhanden, daß der Widerstand lange dauern würde, aber weil die Wachen auf einen dichtgedrängten Menschenhaufen schossen, traf jede ihrer Kugeln. Man sah auch, in weniger als einem Augenblicke, eine Anzahl Chiroux in ihrem Blute liegen.

Der Anblick dieses Verlustes fachte die Wuth und Rachsucht ihrer Kameraden dergestalt an, daß sie alle zugleich unter dem Anstimmen eines wilden Kriegsgeschreies in ungeordneten Haufen nach dem Rathhause liefen, unwiderstehbar in dasselbe eindrangen und die Wachen ermordeten oder gefangen nahmen.

Hierauf begannen sie, sowohl in dem Gebäude als auf dem Markte, zu frohlocken und ein Siegesgeschrei zu erheben, um diesen ersten glücklichen Erfolg zu begrüßen.

Es waren Kapitäne oder Anführer die aus allen Kräften riefen:

„Nach dem Thore! Nach dem Thore von Amercoeur!"

In der That sagten ihnen einige Gewehrschüsse in den Nebenstraßen, einige Kugeln von unsichtbaren Feinden auf ihre Kameraden abgefeuert, vor allem aber das unbeschreiblich dumpfe und angsterweckende Gesause, das aus der Ferne den Volksstrom ankündigte, alles dieses sagte ihnen, daß nur die schleunigste Eile ihnen den Sieg sichern könnte.

Es glückte dem Herrn Rossius einigen hunderten seiner muthigsten Leute begreiflich zu machen, daß man direct nach dem Thore von Amercoeur eilen müßte, wollte man nicht durch die Uebermacht der herbeiströmenden Handwerksleute erdrückt werden.

War einmal das Thor genommen und geöffnet, dann rückten die spanischen Regimenter in die Stadt und die Reiterei würde mit Schwert und Lanze schnell genug die erschreckten Grignoux aus den Straßen gefegt haben.

Mit solch ermuthigenden Worten stürmte Herr Rossius, an der Spitze von ungefähr vierhundert seiner Genossen durch die Neuvicestraße, alle bewaffneten Bürger, die sich ihnen in den Weg stellten, unbarmherzig niederhauend oder zu Boden stürzend. Da er nun sicher glaubte, daß er das Thor von Amercoeur, ohne auf Widerstand zu stoßen, erreichen würde, schwenkte er seinen Degen in der Luft und rief voll Begeisterung aus:

„Sieg, Sieg! Die Stadt ist unser, die Stadt ist unser!"

Aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, als er, am Ende der Straße etwas über den Köpfen eines Menschenhaufens flattern sah und eben so schnell das Banner der Schützengilde von St. Pholian gewahrte.

Die Straße wurde auf diese Weise durch eine Mauer von Eisen und Stahl gesperrt. Was war zu thun? Vielleicht waren die Schützen nur in kleiner Anzahl, weil sie wahrscheinlich nicht Zeit genug gehabt hatten, sich vollständig zu versammeln? Vielleicht konnte eine heldenmüthige Anstrengung noch Alles retten. Ja, vorwärts gestürmt und das Banner von St. Pholian unter die Füße getreten!

Zufolge eines solchen Befehles eilten die Chiroux in der That mit blinder Wuth voran; aber die Männer der Gilde, die diese Bewegung aus der Ferne bemerkten, ließen ihre Feinde auf einige Schritte herankommen und feuerten dann zugleich mit solchem Erfolge ihre Gewehre ab, daß ein ganzer Haufen Chiroux, mit Blut bedeckt, zu Boden stürzte. Das hielt gleichwohl die andern nicht zurück und obgleich die Piekeniers von St. Pholian vorgerückt waren, um den Feind mit ihren Lanzenspitzen in Empfang zu nehmen, so setzten sie doch ihren Andrang fort.

Wahrscheinlich würden sie durch ihre Uebermacht wirklich die Gilde von St. Pholian zurückgetrieben haben, hätte nicht ein besonderer Umstand dies vollständig unmöglich gemacht. In der That war nur eine kurze Zeit verstrichen, seitdem der dröhnende Kanonenschuß hinter dem Cornillonsberge nicht allein die Chiroux von der Ankunft der Spanier vergewissert, sondern auch dem Lütticher Volk verkündigt hatte, daß eine große Gefahr die Stadt bedrohe.

Hinter den Schützen von St. Pholian hatte die riesige Bogenbrücke, über dem Strome, vielen bewaffneten Handwerksleuten den Uebergang gestattet und jetzt entsandte sie, gerade in die Neuviceſtraße, die ganze Bevölkerung von Overmaas, wie einen dichten Menschenknäul.

Es war demnach der Gilde durchaus unmöglich zurückzuweichen und wurde ihr Widerstand hier zu schwach, so war das einzige Schicksal, welches ihr bevorstehen konnte, das, zwischen zwei entgegenströmenden Fluthen zerquetscht zu werden.

Der Kapitän von St. Pholian bemerkte die doppelte Gefahr, die seine Gilde bedrohte. Mit einigen kurzen, kräftigen Worten ermahnte er seine Leute zu heldenmüthiger Anstrengung und rief mit einer Stimme, die über den Häusern wiederhallte, aus:

„Piekeniers, nach hinten! Schützen vor! . . . . Seht, wie Eure Feinde fallen! Vorwärts jetzt, vorwärts, vorwärts!“

Seine Hoffnung wurde verwirklicht. Mit solch unwiderstehbarer Heftigkeit sprangen seine Leute über die Leichen hinweg und rückten den Chiroux mit solcher Wuth auf den Leib, daß diese zu wanken begannen und den Rücken wandten, um in aller Eile nach dem Markte zu flüchten, wo sie mit Hülfe ihrer Kameraden die Schützen den errungenen Vortheil theuer bezahlen lassen wollten.

Daß sie sich irrten, mußte ihnen bald einleuchtend werden, jemehr sie sich dem Rathhause näherten; denn nun konnten sie bemerken, wie über dem Markte ein entsetzliches Geschrei von tausend und abertausend Stimmen wie eine Gewitterwolke in der Luft hing und dieser schreckliche Lärm durch den unaufhörlichen Knall der Musketen unterbrochen wurde. Auch dort war bereits das Volk zusammengeströmt, auch dort war der Streit ein heißer . . . und vielleicht für sie ein hoffnungsloser.

In der That, der Markt war überfluthet von einem Meere von hin- und herwogenden Köpfen, die Bürger, die Arbeiter, sogar die Frauen hatten sich so zahlreich eingefunden, daß es Niemand möglich war, zu kämpfen.

Auch war auf diesem Platze nichts mehr zu thun. Auf der Treppe des wiedereroberten Rathhauses sah man bewaffnete Handwerker, die ein höherer Befehl dort zurückgelassen. Der Bürgermeister hatte soeben den Markt verlassen, um mit der Zunft der Tuchweber und Schmiede auf unbehinderten Straßen nach dem Thore von Amercoeur zu ziehen und zu sehen, ob dort die Anwesenheit einer hinreichenden Macht nöthiger wäre.

Der Kampf war bei dem Rathhause indeß noch nicht beendigt. Von dem Markte vertrieben, hatten die Chiroux das Stadtviertel der St. Lambertikirche gegenüber besetzt. So durch die hohen Mauern derselben geschützt, konnten sie nur von vorn angegriffen werden; und sie vertheidigten sich mit einem Muthe, der einer besseren Sache und eines schöneren Zieles würdig war.

Sobald Herr Rossius, von der Gilde von St. Pholian auf dem Fuße gefolgt, mit seinen Leuten auf dem Markte anlangte, hatte er geringe Mühe, das überraschte Volk über den Haufen zu rennen und sich mit seinen Genossen auf den St. Lambertusplatz zu verfügen.

Aber anstatt der Hülfe, brachte er ihnen nur neue Gefahren und eine sichere Niederlage. Sie sahen es sogleich ein, als sie die Standarte von St. Pholian an der Ecke des St. Lambertusplatzes erscheinen und sich unmittelbar darauf mit verdoppelter Wuth angegriffen sahen.

Sie hielten noch Stand: die Verzweiflung, die Wuth verlieh ihnen neue Kräfte. Als sie gleichwohl den Herrn Rossius und fast im selbigen Augenblicke ihren anderen Anführer, den Herrn Lamet, in ihrem Blute niederstürzen sahen, folgten alle dem Beispiele des rechten Flügels ihrer Schaar, sie wichen, unter unausgesetztem Kämpfen bis zum Eingange der Kirche zurück, retteten sich dadurch, daß sie in dieselbe flüchteten, schlugen das Thor zu und verbarrikadirten sich in aller Eile.

Gleich darauf strömte das Volk von dem Markte und aus allen Straßen auf den St. Lambertusplatz und ein dröhnendes Geschrei von Rachsucht und Wuth ließ die riesige Basilika in ihren Grundfesten erbeben.

Man begann an das Thor zu klopfen; man hatte sogar augenblicklich Balken und Steine zur Hand; aber nichts half; das Thor widerstand jeder Gewalt und blieb unerschütterlich wie ein Fels.

„Feuer, Feuer, verbrennt die Kirche mit der ganzen falschen Brut!“ wurde gerufen.

Die Vorsteher und Kapitäne suchten die wüthende Menge von einer solch heiligthumschändenden That abzuhalten; aber man schrie von allen Seiten:

„Feuer, Feuer! Wir werden unserm Schutzheiligen einen viel schöneren Tempel bauen!“

Während man darüber noch hin und her stritt, ließ sich von einem Haufen mißleiteter Grubenarbeiter ein kräftiger Ruf vernehmen:

„Kein Feuer, kein Feuer! Das Thor wird bald am Boden liegen; Kanonen, Kanonen!“

Und derjenige, welcher dieses entsetzliche Mittel ausfindig gemacht hatte, verschwand mit einem Haufen seiner Kameraden hinter dem Palaste des Fürstbischofes.

Plötzlich zeigte sich dort, ohne daß man wußte, woher er gekommen war, ein sehr bejahrter Priester in feierlichem Ornate.

Jeder rückte von der Stelle und gestattete ihm mit Ehrerbietung den Durchgang, denn Jeder kannte ihn als den tugendhaftesten und den achtungswerthesten Geistlichen der Stadt, als einen Freund des Volkes und Wohlthäter der Armen.

Er bat, daß man ihm den Bürgermeister oder diejenigen zeigen möchte, die hier die Anführer wären und zu gebieten hätten, aber in diesem Orkane tobender Stimmen, bei diesem stürmischen Wogen rachsüchtiger Leute konnte ihm Niemand Aufklärung geben. Er wandte sich daher nach dem Banner von St. Pholian, hinter dem die Schützen in Reih und Glied standen. An den Kapitän herantretend, sagte er, daß er durch die Chiroux abgesandt sei, um in ihrem Namen das Anerbieten zu machen, daß man die Waffen strecken und sich als Gefangene ergeben wollte, wenn man ihnen allen ohne Ausnahme das Leben schenken würde.

Bei diesen Worten entfuhren den Umstehenden Worte der Entrüstung und Wuth.

„Nein, nein, keine Gnade!“ schrie man. „Sie sollen bis auf den Letzten sterben. Ihr Blut muß den Tod unserer armen Kameraden bezahlen!“

Der bejahrte Priester trocknete bei dem Gedanken, daß sein Bestreben erfolglos sein würde, eine Thräne, die sich aus seinen Augen schlich. In der That waren es nicht allein die herbeigeeilten Handwerksleute, die seine Bitten so ohne alles Menschengefühl verwarfen; auch die Schützen von St. Pholian, und selbst ihr Kapitän, riefen laut, daß sie nichts mehr hören und die bösen Chiroux ohne Gnade und Barmherzigkeit ermordet sehen wollten.

In diesem Augenblicke regte ein ungestümes Gewühl die Menge auf, deren Haufen wie Wogen eines stürmischen Meeres hin und hertobten. Zur selben Zeit erhob sich ein wildes Siegesgeschrei in die Luft.

Es waren die Grubenarbeiter, die, wohl fünfzig an eine große Kanone gespannt, auf dem St. Lambertusplatz ankamen und unwiderstehbar sich durch das Volk drängten. Diese Kanone wurde nicht weit von der Thüre der Kirche aufgestellt. Ein Schuß donnerte los . . . Jeder vermeinte schon die Thür niederstürzen zu sehen und hielt sich zum Niedermetzeln bereit, aber die Kugel prallte, da durch die große Eile der Schützen ungeschickt gezielt war, an der Kirchenmauer ab.

In aller Eile wurde die Kanone aufs neue geladen. Der bejahrte Priester kam herbeigelaufen, mit bittend erhobenen Händen, die Schonung des Gotteshauses erflehend; aber ehe er sich der Kanone nähern konnte, hallte ein neuer Donnerschlag durch die Luft.

Dieses Mal hatte die Kugel ihr Ziel getroffen; sie hatte die Thür auf Manneshöhe durchbohrt und ein großes Loch gemacht. Es war nicht daran zu zweifeln, noch einige Schüsse und die Chiroux erlitten das schrecklichste Loos.

In diesem Augenblicke erscholl vom Rathhause her ein lautes, doch weniger wüthendes Jauchzen. Das Volk ließ die Luft unter seinem Siegesgeschrei:

„Lüttich, Lüttich! Es lebe Laruelle, es lebe der Bürgermeister!“ wiederhallen.

Die Mitglieder des Schöppenrathes, die Aeltesten der Zünfte, die Stadtboten und andere Beamte, an ihrer Spitze der Bürgermeister, traten auf den Lambertusplatz und langten gerade bei der Kanone an, als man für den dritten Schuß die Lunte auf das Pulver halten wollte .... aber auf den bestimmten Befehl des Bürgermeisters wurde das Werk der Zerstörung aufgeschoben, bis der Magistrat entschieden hätte, ob man damit fortfahren sollte oder nicht.

Der bejahrte Priester trat näher und knieete zu den Füßen des Bürgermeisters nieder, indem er um Gnade für so viele unglückliche Christen flehte, die voll Vertrauen auf die Unverletzlichkeit des Gotteshauses, am Fuße des Altares Schutz gegen einen bittern und fürchterlichen Tod gesucht hätten.

Sobald der Bürgermeister ihn mit tröstenden Worten bei den Händen gefaßt und aufgerichtet hatte, erklärte er, sowie er es bereits gethan, daß die Chiroux sich ohne ferneren Widerstand ergeben wollten, wenn man die feste Zusicherung gäbe, daß Niemand von ihnen das Leben verlieren sollte.

Das Volk begann aufs Neue um Rache zu rufen und auch die Aeltesten und Vorsteher waren keinesweges der Meinung, daß diese Bitte erfüllt werden könnte. Die Chiroux hätten sich ohne alle weiteren Bedingungen zu ergeben und wenn sie sich nicht direct unterwerfen wollten, dann bliebe nichts anderes übrig, als die Kanone ihr begonnenes Werk vollführen zu lassen.

Aber Laruelle, welcher sich bei dem Gedanken, daß man in dem Gotteshause ein entsetzliches Blutbad anrichten würde, entsetzte, versuchte seine Magistratscollegen zu nicht so unmenschlichen Ansichten zu überreden. Seine ruhige Sprache, seine beredten Worte besänftigten wohl einigermaßen die Gemüther; aber Alles, was er erlangen konnte, war, daß man den Chiroux versprach, sie gegen die Wuth des Volkes zu beschützen. Sie sollten in's Gefängniß geführt und durch das Kriegsgericht verurtheilt werden. Wer von ihnen

durch dieses Tribunal zum Tode verurtheilt würde, sollte seine Strafe, ohne Hoffnung auf Gnade, erleiden.

Dies hieß nichts anderes, als die Chiroux sämmtlich einem sicheren Tode zu weihen. Laruelle verhehlte es sich nicht; aber weil sich dieser Beschluß auf die Landesgesetze gründete, sah er kein Mittel, ihn für den Augenblick abändern zu lassen, und er fügte sich ihm, wenngleich mit Schmerz und Schrecken.

Um allem weiteren Unheile zuvorzukommen, ließ er die Schützen von St. Pholian vor der Hauptthür der Kirche und gleichfalls vor der kleinen Thüre, die zur Sakristei führte, zurück. Er machte seinen Freund, den Kapitän, für die Bewachung dieses Gebäudes verantwortlich und gab Befehl, daß man Niemand weder herein noch heraus lasse, als den alten Priester, der sich jetzt zu den Chiroux begeben sollte, um ihnen den Beschluß des Magistrates zu wissen zu thun.

Der Geistliche begab sich, mit Thränen in den Augen, zwischen einer Wache bewaffneter Männer nach der Thüre der Sakristei und verschwand in die Kirche . . . Während man auf dem St. Lambertusplatze auf seine Rückkehr harrte, erhob sich vom Markte her wie ein Nothschrei der weithinhallende Ruf:

„Die Spanier! die Spanier! Nach dem Thore von Amercoeur!“

In der That sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel durch das Volk zum Bürgermeister, dem er die Meldung machte, daß die Höhen des Cornillonsberges und der Weg nach Jupille mit spanischen Soldaten bedeckt seien, die sich zur directen Bestürmung der Stadt anzuschicken schienen.

Bereits strömte das Volk nach der Maas hin. Nur die bewaffneten Handwerksleute, denen der Bürgermeister ausdrücklich jede Betheiligung untersagt hatte, blieben in Reih und Glied.

In aller Eile gab Herr Laruelle dem Kapitän von St. Pholian noch einige Anweisungen, die Kirche gegen jede Beschädigung zu schützen und zog dann an der Spitze der bewaffneten Zünfte mit dem Magistrate nach dem Thore von Amercoeur.

Als er zu den Wällen an dieser Seite gelangt war, sah er in der That spanische Soldaten auf den Anhöhen von Cornillon. Er vertheilte seine bewaffnete Mannschaft an der entgegengesetzten Seite des Thores und versicherte sich, daß die Kanonen bereit ständen, den Feind, wenn er heranrücken sollte, tüchtig zu begrüßen.

Kaum war diese Vorsichtsmaßregel getroffen, als eine Schaar Reiter in vollem Trabe die Straße nach Jupille herangeritten kam. Der Feind war sicher der Meinung, daß die Chiroux Sieger wären und ihnen das Thor öffnen würden, denn in anderer Weise ließ sich das Heranrücken der Reiterei nicht erklären.

Zehn Kanonen, mit Kartätschen geladen, wurden fast zur selben Zeit abgefeuert. In Folge dieses Empfanges und des Verlustes einer großen Anzahl Leute, kehrten sie zurück und entflohen in aller Eile einem gewissen Tode.

Sie brachten dem General Jan von Weert, der oben auf der Höhe hielt, die Nachricht, daß die Grignoux noch Herren der Stadt wären und die Chiroux ohne Zweifel eine Niederlage erlitten hätten. Die zahllosen Männer auf den Wällen waren keine Freunde; das Gejauchze und das Schwenken der Hüte und Waffen waren Zeichen des Sieges und rachsüchtige Herausforderungen.

Der General, der bis dahin gezweifelt hatte, überzeugte sich, daß der Anschlag, wie wohl berechnet er auch gewesen, dennoch mißglückt wäre. Die Stadt ohne Hülfe von innen zu bestürmen, daran war nicht zu denken. Er gab daher Befehl zum Abzuge; und die Lütticher sahen bald den Feind hinter dem Cornillonsberge verschwinden.

Es fand eine Bewegung in der Art eines Volksauflaufes vor dem Thore Statt. Ein Haufen Männer, meist bewaffnete Handwerksleute, wollten die Wache zwingen, das Thor zu öffnen, um ihnen zu gestatten, die zurückweichenden Spanier auf offnem Felde zu verfolgen und sie dort bis auf den letzten Mann niederzumachen.

Als der Bürgermeister dieses bemerkte, ließ er sich durch eine bedeutende Macht begleiten, das Volk entfernen und das Thor so gut besetzen, daß man für seine Sicherheit nichts mehr zu fürchten hatte.

Denjenigen der Anführer oder Magistratspersonen, die gleichfalls der Meinung waren, daß man den Feind verfolgen müßte, machte er leicht begreiflich, daß dieses sehr unvorsichtig wäre.

In der That waren die Spanier vortrefflich bewaffnet und gut geschult. Ihre Zahl kannte man nicht; doch mußte sie ansehnlich sein. Waren die Lütticher stark genug, um einem bedeutenden Heere hinter ihren Mauern die Spitze zu bieten, in offenem Felde durften sie nicht mit soviel Sicherheit auf Sieg rechnen, zumal jetzt nicht, da, wenn man das Thor öffnete, ein Volkshaufen, ohne Ordnung, ohne Führung und nur nothdürftig bewaffnet, in das Feld rücken würde, um den Feind anzugreifen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden die Spanier sie zu hunderten niederschießen oder in Stücke hauen und so konnte durch eine derartige Verwegenheit der Triumph des Tages leicht gefährdet und in Niederlage und Traurigkeit verwandelt werden.

Man erkannte, daß der Bürgermeister Recht hatte und folgte ihm oben auf den Wall.

Hier versammelte er die Magistratspersonen und die Aeltesten und sprach zu ihnen folgendermaßen:

„Meine Herren, alle Gefahr ist verschwunden. Der Muth, die Unverzagtheit der Lütticher haben unsere theure Stadt vor dem Verluste ihrer Freiheit und einem schrecklichen Untergange bewahrt. Preisen wir den Allmächtigen, der uns durch seine Gerechtigkeit den Sieg vergönnt hat... und, Freunde, möge ein Gefühl tiefer Dankbarkeit für die Hülfe des Himmels uns zu einigem Mitleiden mit so vielen unserer unglücklichen Brüder, mit verirrten Christen, die jetzt in dem Tempel ihres heiligen Schutzpatrons die Altäre mit ihren Thränen überfluthen und Gott anflehen, daß er den drohenden Tod von ihnen abwende, bewegen!"

„Aber, Bürgermeister", fiel ihm ein Vorsteher mit einem gewissen Eifer in die Rede, „warum sollen wir auf eine abgemachte Sache zurückkommen? Es ist beschlossen: sie werden verurtheilt werden.

„Und, was wird ihr Urtheil sein?" fragte Laruelle.

„Ha, das ergibt sich von selbst: der Tod für Alle!"

„Leider, ja der Tod!“ seufzte der Bürgermeister. „Vielleicht sechshundert! Welch Schauspiel wird es sein, eine solche Anzahl Eurer Mitbürger durch Henkershand umbringen zu sehen. Den ganzen Markt und den St. Lambertusplatz roth von Blut zu sehen! Ist es nicht genug? Und fürchtet Ihr nicht, daß solche Grausamkeit, wenngleich durch das strenge Gesetz gebilligt, die Gemüther des Volkes derartig aufregen wird, daß noch ärgeres Unglück daraus erwachsen wird? Laßt uns barmherzig und großmüthig sein, Freunde. Menschenblut, ruchlos vergossen, ist eine Saat, woraus nichts als Haß, Rachsucht und Feindschaft emporschießt ...“

„Aber, was verlangt Ihr denn, Bürgermeister?“ rief man ihm zu. „Wollet Ihr die Chiroux ungestraft und frei ausgehen lassen?“

„Nein“, war die Antwort, „aber aus Pflichtgefühl, als Bürgermeister, als Lütticher und Christ, mache ich hier den Vorschlag, die gefangenen Chiroux auf ewige Zeiten aus der Stadt und dem Fürstenthume zu verbannen. So werden sie uns nichts Böses mehr zufügen und wir, wir werden dem entsetzlichen und grausamen Schauspiele, hunderte und aber hunderte unserer Mitbürger unter dem Schwerte des Henkers fallen zu sehen, nicht beizuwohnen brauchen. Verurtheilen wir dagegen die Gefangenen zur Landesverweisung, dann können wir sie direct aus der Stadt schicken. Die öffentliche Ruhe wird wieder hergestellt und morgen bereits begibt sich Jeder an seine friedliche Beschäftigung. Verwerft Ihr dagegen meinen Vorschlag, dann wird das Kriegsgericht Wochen, vielleicht Monate lang in Thätigkeit sein; täglich werden einige Köpfe vom Schaffote rollen und wer weiß, welche Unruhe diese fortwährende Aufregung unter dem Volke verursachen wird? Warum sollen wir Blut verlangen, wenn wir ohne Blutvergießen viel besser unser Ziel erreichen können?“

Viele zeigten sich geneigt, diesen Vorschlag des Bürgergermeisters anzunehmen.

„Ja, Euer Rath ist weise und ich bin bereit, ihm meine volle Zustimmung zu geben“, sagte einer der ältesten Vor-

steher, „ich nehme jedoch die beiden Rädelsführer der Chiroux, den Rossius und Lamet aus, die an Allem schuld sind.“

„Rossius und Lamet sind todt“, rief ein Anführer, „ich habe ihre Leichen neben der Kirche liegen gesehen.“

„Wohlan, das Schicksal hat über sie entschieden“, sagte der Bürgermeister. „Die andern sind verleitete Bürger. Ich bin sicher, Freunde, daß Ihr meinen Vorschlag nicht verwerfen werdet; aber, wie Euer Beschluß auch ausfallen möge, ich bitte Euch, beeilt Euch ein wenig, weil unsere Gegenwart auf dem St. Lambertusplatze nöthig sein wird.“

Nach einigen andern unbedeutenden Einwürfen nahm man den Vorschlag des Bürgermeisters mit Stimmeneinheit unter der Bedingung an, daß alle Chiroux, welche sich in der Kirche befänden, alle ohne Ausnahme, zu ewiger Landesverweisung verurtheilt und sofort gezwungen werden sollten, die Stadt zu verlassen.

Man ließ hinreichende Truppen zurück, um das Thor von Amercoeur zu beschützen, und der Bürgermeister begab sich, von den Magistratspersonen, Vorstehern und Aeltesten begleitet, nach der Stadt zurück.

Als er auf den St. Lambertusplatz gekommen war und sich mitten durch das jubelnde Volk der Kirche nähern wollte, sah er, einige Schritte von da, den französischen Residenten von Mouzon und neben ihm den Grafen van Warfuzée stehen.

Ein Gefühl von Erkenntlichkeit für den unschätzbaren Dienst, welchen dieser der Stadt Lüttich geleistet hatte, ergriff plötzlich Laruelle. Mit einem freudigen Willkommrufe eilte er voraus und flog dem Grafen um den Hals.

Sich umwendend, sagte er dann mit aufrichtiger Begeisterung:

„Freunde, Mitbürger, seid diesem eifrigen Beschützer Eurer Freiheit dankbar; denn er ist es, seine Anhänglichkeit an Euer Wohlergehen, sein Scharfsinn, seine Liebe zu unserer Stadt sind es, welche den verrätherischen Anschlag Eurer Feinde vereitelt haben. Er ist der Retter unserer theuren Stadt und unserer Unabhängigkeit!“

Ein weithinschallendes Gejauchze erhob sich ringsum den Bürgermeister und der Ruf: „Es lebe Warfuzé! es lebe

der Graf van Warfuzée!" verbreitete sich, in unausgesetztem Wiederhall, bis in die angrenzenden Straßen.

Warfuzée war glücklich: Thränen des Hochmuths und der Freude glänzten in seinen Augen. Jetzt, fürwahr, sollte er mächtig sein und einen unbegrenzten Einfluß auf das Lütticher Volk ausüben, er, der Retter, der Befreier der Stadt! Sollte von Mouzon, sollte der Kardinal-Minister Richelieu jetzt noch seine großen Verdienste bezweifeln dürfen?

Er war in diese schmeichelnden Gedanken so vertieft, daß er nicht zu antworten wußte, und durch seine scheinbare Demuth neuen Beifall unter dem Volke hervorrief.

Der Bürgermeister war bereits damit beschäftigt, seine Befehle zu geben, um die Chiroux, welche jetzt die Kirche verlassen sollten, gegen jeden Angriff von Seiten des Volkes zu schützen.

Es liefen Stadtboten herum, die unter der Menge den Beschluß des Magistrates zu verkündigen hatten. Bewaffnete Männer bildeten ein doppeltes Spalier, von der Thür der Kirche bis zum Rathhause.

Dem bejahrten Priester, der aus der Kirche zurückgekehrt war und die Erklärung abgab, daß die Chiroux sich der Stadt Lüttich auf Gnade und Ungnade ergäben, wurde die Botschaft übertragen, ihnen den neuen Beschluß, welchen man in Bezug auf sie gefaßt hatte, zu überbringen.

Der Geistliche übernahm diese Mission mit großer Freude: die Unglücklichen da drinnen hatten sich auf einen sichern Tod gefaßt gemacht .... sie waren nur auf immer verbannt. Ein schreckliches Loos war ihnen beschieden, aber sie behielten doch das Leben, alle ohne Ausnahme!

Kaum konnte der Priester das Innere der Kirche erreicht haben, als man bis an's Gewölbe ein Gejauchze, wie einen Dankesruf emporsteigen hörte und die Hauptthüre unmittelbar darauf geöffnet wurde.

Die Chiroux, einige hundert an der Zahl, reihten sich zwischen die bewaffneten Handwerker. Viele unter ihnen waren mit Blut bedeckt, andere, die verwundet waren, hatten Kopf oder Arme mit Tüchern umhüllt. Sie hefteten den Blick auf die Erde; denn hinter ihnen ließ das Volk noch ein wildes Rachegeschrei hören, und alle Furcht vor

dem Tode war noch nicht verschwunden. Was ihnen indessen noch einigen Muth gab, war die Gegenwart des Bürgermeisters; denn obschon sie gegen diesen gerechten und gutherzigen Mann einen feurigen Haß gehegt hatten, wußten sie dennoch wohl, daß ihre einzige Hoffnung auf seiner Macht und Energie beruhte.

Einige sogar von den am wenigsten Verstockten, entblößten, während sie an dem Bürgermeister vorübergingen, das Haupt und riefen:

„Es lebe Laruelle, es lebe Laruelle!"

Wollte man sie nicht der Gewaltthätigkeit von Seiten des Volkes anheimgeben, dann mußte hier in Eile verfahren werden.

Eben hatte der letzte Gefangene das Gotteshaus verlassen, als der Bürgermeister den Befehl zum Abzuge erließ.

Der ganze Zug, von den Schützen von St. Pholian und den bewaffneten Handwerkern umringt, begab sich auf den Weg, an dem Rathhause vorbei durch die Neuvicestraße. Ohne Unfall erreichte er die große Bogenbrücke und das Stadtviertel von Overmaas.

Das Thor von Amercoeur wurde auf Befehl des Bürgermeisters geöffnet und man trieb die Verbannten aus der Stadt, indem man ihnen ankündigte, daß man auf sie, wenn sie sich nicht sofort entfernten, von den Wällen schießen würde.

Während die armen Opfer eines beklagenswerthen Bürgerkrieges, mit Thränen in den Augen, einen letzten Blick auf ihre Geburtsstadt warfen, die sie vielleicht nie wiedersehen sollten, wurde das Thor von Amercoeur geschlossen und das Trauerspiel dieses verhängnißvollen Tages war zu Ende.

VIII.

Daniel Laruelle wanderte langsam und grübelnd auf dem Kai der Sauvenière. Sobald er sich dem Kloster St. Johannes auf der Insel näherte, richtete er unwillig seinen Blick über das Wasser, nach einigen Bäumen, die ihre Wipfel hinter einer hohen Mauer erhoben. Diese Bäume standen in dem Garten der Wohnung Warfuzées und Daniel erinnerte sich mit Schmerz der freudigen, seligen Stunden, welche er dort in Gesellschaft der sanften, einfachen Klara verlebt hatte, bevor sie ihr Herz an einen würdigeren und glücklicheren Mann verschenkt hatte.

Er setzte seinen Weg fort, ging über die Inselbrücke und wandte sich, immer mehr und mehr unentschlossen, nach dem St. Johannesplatze.

Dort angekommen, blieb er stehen, die Augen von Ferne auf das Haus des Grafen gerichtet und betrübt das Haupt schüttelnd, als wäre es ihm unmöglich, einen gefaßten Vorsatz auszuführen.

Seit dem verunglückten Aufstande der Chiroux war die Freundschaft zwischen seinem Vater und dem Grafen viel inniger und vertrauter geworden. Dadurch kam es natürlicherweise, daß dieser Letztere fast täglich den Jüngling antrieb, seine Töchter, besonders Klara aufs Neue mit seinem Besuche zu beehren und zu erfreuen; aber Daniel hatte bis dahin unter allerlei Vorwänden, der Annahme dieser Einladungen auszuweichen gewußt.

Dennoch hatte Warfuzée gestern so bei ihm angehalten und solch bestimmte Versprechen ihm abgenöthigt, daß Daniel es, ohne sich einer großen Unhöflichkeit schuldig zu machen, nicht mehr unterlassen konnte, den erwarteten Besuch bei Fräulein van Warfuzée abzustatten.

Es war nun schon so das zweite Mal, daß er an diesem Tage bis zum Anfange des St. Johannesplatzes gekommen war, um die lästige und schmerzliche Pflicht zu erfüllen. Jetzt gleichfalls schlug er, nachdem er noch einige Augenblicke gezögert hatte, die Richtung nach der Coelestinstraße ein, schritt über die Brücke von Avroy, spazierte einige Zeit zwischen den Bäumen des Kais und setzte sich endlich, ganz entmuthigt und unschlüssig, auf eine Bank nieder.

Was ihn zurückhielt, war der Gedanke, daß nicht allein etwas peinliches, sondern zugleich lächerliches mit seinem Aufenthalte in dem Hause van Warfuzées verbunden sein würde.

Ohne Zweifel würde er Friedrich von Saizan wieder in herzlichem Gespräche mit Klara finden. Was konnte er, der enttäuschte Jüngling, dort sagen. Würde er nicht bei jedem Worte roth werden und sich selbst und Andern zum Gegenstande des Spottes oder des Mitleidens dienen? Er hatte viel gelitten und noch blutete ihm das Herz.

Warum sollte er die kaum vernarbte Wunde wieder aufreißen? Warum sollten seine Augen bemerken, was er verloren hatte und welch süßen Träumen er hoffnungslos zu entsagen verurtheilt war.

Während er so traurig gestimmt war und gegen das unerbittliche Geschick Klage führte, lief plötzlich ein Zittern durch alle seine Glieder. Er wandte den Kopf zur Seite, um einem peinlichen Anblicke auszuweichen. Aber als er hörte, daß man sich ihm näherte, that er sich die äußerste Gewalt an, um seinem Gesichte einen ruhigen oder kühlen Ausdruck zu geben, und grüßte mit stiller Höflichkeit den jungen Baron von Saizan, der ihn bei der Hand gefaßt hatte und zu ihm sagte, während er sich zugleich auf die Bank niedersetzte:

„Ha, so, mein guter Daniel, man soll Geld geben, um Euch zu sehen. Es ist nicht schön von Euch, daß Ihr

ohne Gründe Eure besten Freunde verlaßt. Die arme Klara war so an Eure Gegenwart gewöhnt, daß sie noch täglich von Euch spricht. Sie leidet ein wenig. Warum tröstet Ihr sie nicht? Ihr glaubt mir nicht? Aber das einfache Kind findet kein Vergnügen an dem, was man eine geistreiche Unterhaltung nennt. Zwischen Euch und ihr waltet eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters ob. Es nimmt daher kein Wunder, daß sie so gerne mit Euch sprach; denn unter ihren Schwestern lebt sie gewissermaßen in völliger Einsamkeit."

Daniel brachte einige unverständliche Entschuldigungen vor.

„Wir würden uns dort zusammen so gut amüsiren können", erwiderte der junge Baron. „Ich gehe jetzt täglich mehr als einmal in das Haus des Grafen, und ich verbringe dort gewöhnlich meine Abende. Werdet Ihr kommen? Nun, versprecht es mir als Freund, ich bitte Euch. Es wird Klara unsäglich erfreuen. Wann dürfen wir uns auf Euren angenehmen Besuch gefaßt halten?"

„Ich werde wahrscheinlich heute meine Ehrerbietung den Fräulein van Warfuzée darbringen", antwortete Daniel verlegen.

„So, das ist gut, kommt diesen Abend, wir werden einige vergnügte Augenblicke mit einander verleben. Ihr seid so still und so sonderbar, mein lieber Laruelle. Ihr seid doch, hoffe ich, nicht krank?... Nun, es freut mich, daß wir doch für Eure werthe Gesundheit nicht zu fürchten brauchen. Ich möchte Euch wohl etwas im Geheimen sagen, Daniel, aber Ihr werdet mich auslachen, nicht wahr?"

Er neigte sich zu dem Ohre seines Gefährten und flüsterte ihm zu:

„Daniel, ich habe mein Herz fangen lassen, ich bin verliebt?"

Ohne Zweifel bemerkte er den gewaltigen Eindruck nicht, den seine Worte auf Daniel machten. Dieser verbarg in der That seine Bestürzung unter einem scherzenden Lachen und fragte:

„So, so, Ihr seid verliebt? .... Und man erwidert Eure Liebe?"

„Ha, davon bin ich so überzeugt wie von meinem Leben.“

„Dann müßt Ihr wohl glücklich sein!“ sagte Daniel tonlos.

„Glücklich?“ wiederholte der andere. „Ja und wie. Wenn ich über mich selbst Herr wäre, so nähme ich mein Herz zurück; aber, Ihr wißt es oder wißt es noch nicht, die Liebe ist ein unerbittlicher Tyrann. Es ist nun einmal so und, welche Hindernisse auch bestehen, das Schicksal, das sie schuf, kann sie gleichfalls aus dem Wege räumen. Lucia ist ein schönes Mädchen, sie hat Verstand, ist witzig und der Glanz ihrer schönen schwarzen Augen . . .“

„Aber, was sagt Ihr, Lucia?“ rief Daniel mit leuchtendem Blicke. „Lucia? Ihr liebt Lucia?“

„Warum setzt Euch das so in Erstaunen? Ist Lucia Eurer Meinung nach meiner Huldigung nicht werth?“

„Sicher, sicher Friedrich, sie ist ihrer sehr werth. Und sie, sie liebt Euch?“

„Aber beneidet Ihr mich dieser Liebe wegen?“ fragte von Saizan, sehr verwundert. „Unmöglich! Hier ist ein Mißverständniß im Spiele. Ich würde viel eher geglaubt haben, daß, wenn Ihr eine Hinneigung zu einem der Fräulein fühltet, dieses Klara gewesen sein müßte. Aber zu Lucia, wie hätte ich das denken können?“

Daniel befand sich in einer großen Verlegenheit. Er hatte Lust, Friedrich an den Hals zu fliegen und ihn frohlockend für diese unerwartete Aufklärung zu segnen, aber er bezwang sich, ergriff beide Hände seines Freundes und sagte:

„Ja, Baron, ja, mein guter Freund, meine Verwunderung entspringt aus einem Mißverständnisse. Es ist also Fräulein Lucia, die Ihr liebt und die gegen Eure Liebe nicht gleichgültig ist? Ich kann es nicht glauben! Ich kann es nicht glauben!“

„Aber warum nicht?“

„Weil ich der Ueberzeugung lebte, daß Klara der Gegenstand Eurer Zuneigung sei.“

„Klara? Geht, geht, Ihr denkt nicht daran, Daniel.

Sicher ist sie schön und von Herzen gut; aber sie ist ja noch ein Kind, ohne alle Weltkenntniß . . . während Lucia am Hofe gewesen ist und alle Eigenschaften besitzt, welche erforderlich sind, um in der höheren Welt zu glänzen."

„Ihr sprecht von Hindernissen?" bemerkte Daniel. „Welche Hindernisse können zwischen Euch beiden bestehen? Ist Fräulein Lucia nicht gleichfalls edlen Blutes?"

„Ja, aber der Graf van Warfuzée befindet sich in einer zweifelhaften Lage. Alle seine Güter sind mit Beschlag belegt. Mein Vater würde seine Zustimmung zu einer ehelichen Verbindung nicht geben können und ich selbst würde sie nicht eingehen. Wir sind Sclaven der Ehre unseres Hauses. Ich werde also warten müssen, bis über die Angelegenheiten des Grafen van Warfuzée endgültig entschieden ist. Wie lange? Ach, ich weiß es nicht . . . Bis diesen Abend also, wir werden gelegentlich noch darüber sprechen. Alles ist nicht rosenfarbig vor meinen Augen; aber es gibt uns Muth und Geduld, wenn wir unsere Bekümmernisse in das Herz eines Freundes ausschütten können. Ich muß nach Val-Benoit; es ist ein Auftrag von Fräulein Lucia. Bis diesen Abend!"

Nachdem er Daniel die Hand gedrückt hatte, verließ er ihn und ging den Kai noch weiter hinab. Kaum hatte er sich entfernt, als Daniel mit einem Siegesrufe aufsprang; seine Augen glänzten vor Freude und er zog in vollen Zügen die Luft ein, als wäre plötzlich ein schwerer Stein von seiner Brust gefallen.

„Sie liebt ihn nicht! Er liebt Lucia!" rief er zu sich selbst. „O, mein Gott, was habe ich gelitten! Verhängnißvolle Verirrung meines Geistes! Ich sah in meinem zwecklosen Leben nichts als die dunkelste Nacht und da geht die Sonne vor meinen Augen so glänzend auf, daß ihr Licht mich blendet!"

Er ging einige Schritte auf dem Kai weiter, aber, wie durch einen plötzlichen Gedanken zurückgehalten, blieb er stehen und murmelte:

„Ja, ja, so glänzend, daß ihr Licht mir die Augen und Sinne verwirrt! Wird Klara mich darum mehr lieben?

Ist mein Blut seither edler geworden? . . . . Aber es ist recht, es gibt in dem Herzen des Menschen verborgene Mächte, denen nichts widersteht, weder Wille, Vernunft, noch Furcht vor Erniedrigung. Der Würfel ist geworfen. Was wird das Resultat sein? Glück oder ewige Trauer? O, ich werde es erfahren; der Wurm des Zweifels, der mir den Busen zernagt, soll wenigstens sterben."

Er schritt eiliger vorwärts, bis er das Thor von Avroy erreichte und dort durch die Anwesenheit vieler Menschen zum Selbstbewußtsein zurückgeführt wurde.

Er mäßigte allmälig mehr und mehr seinen Schritt, sein Gemüth wurde ruhiger und er fing an, soweit es seine Stimmung zuließ, zu überlegen, wie er bei den Fräulein Warfuzée seine lange Abwesenheit entschuldigen sollte. Zugleich fragte er sich, was er Klara sagen sollte, wenn sie, ihrer Gewohnheit gemäß, ihm die Gelegenheit verschaffte, ganz vertraut mit ihr zu sprechen, ohne daß die Schwestern es hörten. Er fühlte sich bewogen, die Ursache seines Kummers freimüthig und offenherzig zu bekennen, um so aus ihr eine Erklärung herauszulocken, die ihn hoffen ließ oder ihm für immer die thörichte Täuschung benahm. Aber so muthig der Jüngling auch in andern Lebensverhältnissen war, in Herzensangelegenheiten war er schwach. Ein solches Bekenntniß erschreckte ihn und schon der Gedanke daran machte sein Herz ängstlich schlagen. Ja, seine Hand zitterte, als er den eisernen Thürhammer an der Wohnung des Grafen erfaßte.

„Ha, guten Tag, Herr Laruelle", rief Gobert, als er das Thor öffnete. „Kommt herein, welches Vergnügen, Euch zu sehen!"

In den Gang getreten, fragte Daniel, ob die Fräulein van Warfuzée zu Hause wären.

„Das heißt", antwortete der Diener, „die drei ältesten sind mit ihrem Vater ausgefahren, um einen Spaziergang zu machen; aber sie werden bald zurückkommen. Tretet in den Saal, Herr Laruelle; dort werdet Ihr Fräulein Klara finden. Ach, sie wird froh sein, denn seitdem Ihr nicht

mehr hierhin kommt, hat ihre Munterkeit vollständig aufgehört."

Daniel zögerte, stammelte einige Entschuldigungen, drehte sich sogar um, als wollte er das Haus verlassen; aber plötzlich schien er allen seinen Muth zusammen zu nehmen und sagte mit Entschiedenheit:

„Es sei so, Gobert, führt mich zu Eurer jungen Herrin."

Der Diener geleitete ihn weiter in dem Gange, öffnete eine Thür und rief:

„Herr Daniel Laruelle!"

Das Herz des Jünglings schlug heftig; eine große Schüchternheit beklemmte seine Brust; aber kaum hatte er die Zeit, ein paar Schritte vorwärts zu thun, als Klara, die am Fenster nach dem Garten hin gesessen hatte, ihm mit einem freudigen Willkommenrufe entgegen sprang, ihn bei beiden Händen faßte und bewegt sagte:

„Ha, Daniel, endlich seid Ihr da! Wie froh bin ich ... Aber kommt, kommt an das Fenster; ich muß Euch schelten. Nehmt Platz . . . Daniel, warum habt Ihr mich so leiden lassen, während Eure Gegenwart allein hinreichte, mich zu trösten und gesund zu machen?"

Ihre Stimme wurde matt und, während ein Strom von Thränen aus ihren Augen stürzte, seufzte sie:

„Daniel, Daniel, was habe ich Euch Böses gethan, daß Ihr so grausam alle Bitten meines Vaters zurückwieset? Ja, ja, grausam; denn mein Vater hat Euch gesagt, welchen Kumer ich hätte; er hat Euch angefleht, mir Trost zu bringen . . . und Ihr, Ihr habt mich ohne Mitleiden dem Kummer überlassen. Hat ein unschuldiges Wort, ohne mein Wissen Euch verletzt, o vergebt es mir und vergeßt es!"

Der Jüngling schaute das Mädchen, das seine feuchten Augen auf die seinigen geheftet hatte, zitternd an. So bestürzt war er, daß er sich die äußerste Gewalt anthun mußte, um seine eigenen Thränen zurückzuhalten.

„Klara", antwortete er, „zwang mich das Schicksal zur Grausamkeit gegen Euch, so war ich doch noch viel grausamer gegen mich selbst. Was habe ich gelitten . . . meine Traurigkeit, meine Schmerzen, meine Verzweiflung . . . mein Mund kann es Euch nicht sagen."

„Ihr? Warum Daniel?“

„Warum, warum?“ stammelte er, „ich hielt mich für den unglücklichsten aller Menschen; ich trug einen Dolch in meinem blutenden Herzen . . .“

„Himmel, mein Lieber, Ihr erschreckt mich!“ seufzte das Fräulein.

„Es war eine Verirrung meines Geistes, Klara; aber die Verirrung machte mich so unglücklich, daß ich Willens war, zu sterben.“

„Armer Daniel! Ihr solltet noch mehr gelitten haben als ich? Aber die Ursache?“

„Die Ursache, Klara? Ich war der Meinung, daß Ihr mir Eure Freundschaft entzogen hättet.“

„Welcher Gedanke! Sollte ich in der That schuld sein an irgend einem . . .?“

„Ich glaubte, daß Ihr mich haßtet, Klara.“

„Aber, aber, wie ist es möglich, daß ein Mensch sich so irren kann!“ rief sie erschreckt. „Ich Euch hassen, Daniel? Euch, der Ihr so gut und edelmüthig seid? Den Retter meines Vaters? O, das ist nicht schön von Euch, Daniel, mich einer solchen Ungerechtigkeit, einer solchen Undankbarkeit fähig zu halten. Ich müßte böse werden. Was habe ich Euch gesagt oder gethan, das Euch das Recht geben konnte, über mein Herz und meinen Character so schlecht zu denken? Ich meinte, Herr Daniel, daß Ihr mehr Achtung und Zuneigung für Eure arme Freundin hegtet. Ach, ich war schon so glücklich, als meine Augen Euch nur sahen, und da zerreißt Ihr mein Herz ohne alles Erbarmen!“

Und sie hielt die Hände vor das Gesicht, um die Thränen zu verbergen, die aufs neue aus ihren Augen flossen.

Daniel fand kein einziges Wort, sein Kopf schwindelte. Er starrte schweigend auf das betrübte Mädchen und versuchte unterdessen, einige Klarheit in seinen Geist zu bringen und Muth zu sammeln für das Bekenntniß, welches auf seinen Lippen schwebte.

Er holte einige Male kräftig Athem und sagte dann mit einer Stimme, die ruhig schien, deren geheimes Zittern jedoch eine große Befangenheit verrieth:

„Klara, weinet nicht und vergebt mir die Schmerzen welche ich Euch wider Willen verursache. Ich möchte Euch gern die Ursache meiner Sinnlosigkeit erklären; aber ich wage es nicht . . . und doch wäre dies das einzige Mittel, uns beide zu heilen oder das Mißverständniß zu heben, das uns so grausam gemartert hat . . . das uns noch mehr martern wird, wenn es bestehen bleibt. Dürfte ich mein leidend Herz vor Euch offen legen!“

„O, sprecht, sprecht, Daniel!“ rief sie. „Was sollen die dunklen Worte? Ihr macht mich vor Angst zittern.“

„Wohlan!“ seufzte der Jüngling, „ich werde versuchen, Euch begreiflich zu machen, welches Schwert meine Brust durchbohrt hat. Aber Klara, ich flehe Euch an, wenn die Vermessenheit meiner Hoffnung Euch verletzt, vergebt es meinem armen, gefühlvollen Herzen, das sich verirrt hat. Hört mit Ruhe und Nachsicht auf meine hochmüthigen Worte . . . Erinnert Euch, daß Ihr mir einmal, in dem Garten des Herrn von Saizan, von dem Schlosse Warfuzée erzähltet und durch die enthusiastische Schilderung des Lebens, das Ihr dort geführt, das Herz bis in seine innersten Tiefen bewegt habt. Seit jener Zeit beschäftigte sich mein Geist mehr und mehr damit, ein solches Paradies auszumalen. Fast unempfindlich gegen die Gegenwart, flog meine Phantasie in die Zukunft voraus; ich liebte das geträumte Leben und war in der Täuschung so glücklich, daß mit jedem meiner Seufzer ein Gebet zu Gott emporstieg, um von ihm die Verwirklichung meiner kühnen Hoffnung zu erflehen. Seht Klara, ich hatte endlich ein Landhaus, ein Schloß gefunden, wie ich es geträumt hatte. Mein Vater, der gut und reich ist, hatte seinem einzigen Sohne freigebig die Mittel geschenkt, es zu kaufen. Es stand auf einem hohen Hügel, nicht weit von den Ufern der Maas und beherrschte sogar den herrlichen Strom. Alles, was das Herz erfreuen kann, war da: Berge und Thäler, fließendes Gewässer, springende Fontänen, Felsblöcke, fruchtbare Felder, dunkle Büsche, Vögel und Blumen, Luft und Aussicht, glänzendes Sonnenlicht und frischer Schatten . . . Dort lebte ich, fern von dem Gewühle der Stadt, fern von aller Unruhe, allem

Streite und allem Hasse, glücklich wie ein Engel, in Betrachtung der angenehmen Naturwunder versunken, mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, der dem Menschen auf solche Weise die Mittel schenkt, schon auf dieser Welt selig zu werden, im Herzen nur Friede, Freundschaft und . . . . Liebe."

Klara hatte bereits beim Anfange dieser Schilderung sich die Augen bedeckt und mit steigender Unruhe zugehört. Endlich entschlüpfte ihr ein Freudenschrei und jauchzend rief sie aus:

„O, Daniel, welch herrliches Bild entwerft Ihr da! Wie glücklich ein solcher Traum! Er ist weit schöner als das Schloß Warfuzée . . . . Und Ihr lebtet dort so allein, so ganz allein in Eurem irdischen Paradiese?"

„Nein, Klara, nein", antwortete er zögernd, „ich hatte eine Gefährtin, die mich niemals verließ. Ihre Gedanken waren die meinen, kein Herzschlag oder er gehörte uns beiden. Sie war schöner als die Rosen, welche ich auf ihren Schritten erblühen ließ, zarter als die Lilie, welche ihre Kelche öffnet, um einen Blick von dem Engel zu bekommen, sanfter als die Turteltaube, das lebende Sinnbild der Liebe in den Bäumen des Waldes . . ."

Es ging etwas auffallendes in dem Mädchen vor; sie hielt bewegungslos und stumm ihre schwarzen Augen auf ihn gerichtet. Ihr Ausdruck war ein unbeschreibliches Gemisch von Schreck und Freude.

„Und meine Seele", fuhr Daniel mit gedämpfter Stimme fort, „meine vermessene, sich verirrende Seele war mit so viel Glück noch nicht zufrieden. Sie schuf in ihren glänzenden Träumen, rings um den weiblichen Engel, noch kleine Engelchen, frisch und lieblich wie die Blumen des Feldes, die ihn unaufhörlich streichelten, seine Wangen mit Küssen überluden und ihm das mächtige, das beseligende Wort Mutter in die Ohren stammelten . . ."

Klara konnte ihrer Bestürzung nicht mehr widerstehen; sie wußte nicht, was ihr Herz so heftig schlagen und sie so vor Angst zittern machte.

Vielleicht war ein Gefühl von Neid oder Zweifel ihr

in den beängstigten Busen gedrungen! Sie sprang auf, trat einen Schritt zurück und murmelte fast unhörbar:

„Die Frau, die so unaussprechlich glückliche Frau?“

„Vergebung Klara!“ rief der Jüngling, während er seine beiden Hände flehend erhob: „O, Vergebung! die Frau, die angebetete Frau, waret Ihr!“

Das Fräulein stieß einen Schrei aus und setzte sich auf ihren Stuhl:

„Ich? ich?“ murmelte sie freudig. „Die Frau, die mit Euch das Paradies bewohnte . . . die Frau war ich? Ich, Klara van Warfuzée?“

„Meine Kühnheit und mein Hochmuth verletzen Euch!“ seufzte Daniel in muthlosem Tone. „Ich begreife es; mein Loos ist bestimmt: keinen Frieden, keinen Trost gibt es für mich mehr auf Erden! Ich habe Euch das Recht gegeben, mich zu hassen!“

Und das Haupt sank ihm schwer auf die Brust.

„Aber, aber Daniel, was sagt Ihr da?“ stammelte Klara. „Euch hassen? Ach, das würde mir unmöglich sein, wie thut Ihr mir Unrecht! Euer Paradies war nur ein Traum, ein wunderherrlicher Traum . . . dennoch danke ich Gott, daß Ihr meiner selbst in Euren Träumen gedacht habt.“

Eine plötzliche Schamröthe überzog ihre Stirn und sie starrte auf den Boden.

„Dank, o Dank!“ murmelte Daniel, den die Aufregung fast der Sprache beraubte. „Also Ihr würdet mich eines so großen Glückes für würdig erachten? Ihr würdet mir die Hoffnung nicht nehmen, einstens diesen Traum verwirklicht zu sehen?“

Klara stand plötzlich von ihrem Sessel auf; der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst und ruhig, jedoch sanft.

„Daniel“, sagte sie, „Ihr habt ein edles und gefühlvolles Herz; Ihr werdet daher einsehen, daß wir nicht länger über diese Dinge sprechen können. Nehmt für heute von mir Abschied. Ich werde meinen Vater mit Euren und meinen Wünschen bekannt machen. Er allein wird entscheiden, ob Euer Traum eine Wirklichkeit werden kann.“

„Also, Klara, Ihr würdet zustimmen?“

„Das Glück zu genießen, welches Ihr so poetisch geschildert habt? Ein so angenehmes, reines und ruhiges Leben anzutreten? Ach, Daniel, wer würde es verweigern können? . . . Aber brecht jetzt auf, mein Freund, seid vernünftig."

„Wohlan, ich gehe", sagte der entzückte Jüngling, „ich gehe, mit einem von . . . von Dankbarkeit gegen Gott und Euch überströmenden Herzen . . . Mir fährt ein Gedanke durch den Kopf! Wäre es nicht besser, Klara, daß mein Vater darüber erst mit dem Herrn Grafen spräche? Er würde in der That gewisse materielle Hindernisse beseitigen können. Unsere Eltern allein können diese verschwinden machen . . ."

„Ha, ha, da hör ich die Kutsche vor der Thür!" rief das Mädchen mit einem Schrei der Ueberraschung. „Bleibet, Daniel; bietet sich die Gelegenheit dar, so werde ich davon mit meinem Vater in Eurer Gegenwart sprechen... Ihr scheint eingeschüchtert? Warum denn?"

„Ich bitte Euch, Klara, verschiebt es noch, bis mein Vater mit dem Herrn Grafen gesprochen hat. Die Sache ist nicht so einfach und leicht, wie Ihr meint."

„Wohlan, Daniel, seid dann ruhig und haltet Euch gut da sind meine Schwestern!"

Die Fräulein van Warfuzée und hinter ihnen der Graf, traten in den Saal und begrüßten den Jüngling mit lautschallendem Willkomm, um ihm ihre Freude über seine Rückkehr auszudrücken. Warfuzée drückte ihm aufrichtig die Hand und spendete ihm Lob und Dank, weil er doch endlich sein Versprechen gehalten hätte.

Daniel, durch diese Beweise von Freundschaft ermuthigt, fühlte sich stark und antwortete, so gut er konnte, auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Er vertheidigte sich sogar ohne viel Verlegenheit gegen die scherzenden Bemerkungen der Fräulein, die behaupteten, daß er und Klara wirklich wie Menschen aussähen, die sich gezankt hätten.

Der Graf hatte nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen seine Gedanken auf andere Dinge gerichtet; denn er schellte und fragte Gobert, ob die Post für ihn keine Briefe mitgebracht hätte.

Der Diener kehrte mit zwei oder drei Briefen zurück.

„Entschuldigt mich, mein lieber Laruelle", sagte der Graf, indem er, ohne von seinem Sessel aufzustehen, dieselben in Empfang nahm. „Einen Augenblick nur, wir werden unsere vergnügte Unterhaltung gleich fortsetzen."

Nach einem flüchtigen Blicke auf die Briefe, rief er plötzlich aus:

„Ha, ha, Kinder, ein Brief von Eurem Bruder Albert!"

Die Mädchen sahen ihn neugierig an; sobald er aber das Couvert geöffnet hatte, hielt er mit wachsender Bestürzung die Augen auf das Schreiben gerichtet.

„Was ist das?" seufzte er erbleichend. „Unmöglich! welche Verrätherei!"

„O, Himmel!" klagten die Mädchen, „ist unserm armen Bruder ein Unglück widerfahren?"

Der Graf stand auf und unterdrückte mit Gewalt seinen Schrecken.

„Nein, nein, es hat nichts zu bedeuten", antwortete er. „Staatssachen, Staatsgeheimnisse, die mich in Staunen und Unruhe versetzen. Fragt mich für den Augenblick nichts; ich werde Euch gleich die Sache auseinandersetzen. Jetzt muß ich augenblicklich ausgehen. Herr Daniel möge mich entschuldigen."

Er wandte sich nach der Thür und sagte in dem Gange zu Gobert:

„Nein, nein, der Wagen ist nicht nöthig; gebt den Pferden Ruhe. Ich komme gleich zurück."

Er ging mit schnellen Schritten durch die St. Adalbertstraße, bis er den Markt vor der St. Pauluskirche erreichte. Hier ballte er die Hände und knirschte mit den Zähnen, als wäre er von einer heftigen Wuth ergriffen.

Er setzte eben so schnell seinen Weg fort und stand vor dem Hause des französischen Residenten.

Ohne dem Diener Zeit zu lassen, ihn anzumelden, eilte er in ein Zimmer und rief, vor Zorn außer sich, von Mouzon, der, um ihn zu begrüßen, aufgestanden war, zu:

„Nun, Herr Resident, könnt Ihr mir eine Erklärung über einen so unerhörten Verrath geben? Haben sie denn

in Paris ihre Sinne verloren oder hat der Teufel sie unter? Der ist ein großer Narr, der dem Könige von Frankreich für solchen Preis dient. Es ist fürwahr besser, sein Feind als Freund zu sein!"

„Aber, o Himmel, werther Graf", murmelte von Mouzon, „was ist denn vorgefallen? Ich begreife Euch nicht."

„So, Ihr begreift mich nicht!" fuhr Warfuzée mit bissigem Spotte fort. „Ich habe soeben einen Brief von meinem Sohne Albert aus Paris erhalten. Er theilt mir die Belohnung mit, welche der Minister Richelieu mir für den wichtigen Dienst, welchen ich der Krone Frankreichs geleistet habe, zuerkannt hat."

„Haltet Ihr sie für zu gering und seid Ihr damit nicht zufrieden, Herr Graf?"

„Zufrieden?" wiederholte Warfuzée mit bitterem Lächeln. „Kennt Ihr diese große Belohnung nicht? Nein? Wohlan, man hat zu Paris meinen Sohn ergriffen und in einen Kerker der Bastille gebracht!"

„Auf Befehl des Kardinal-Ministers?"

„Auf Befehl des Königs, Herr Resident."

„Warum? Hat er sich eines Verbrechens schuldig gemacht?"

„Nein, man hat ihn als Staatsgefangenen in die Bastille geworfen, um als Bürge und Geißel für meine Treue gegen den König von Frankreich zu dienen. Mir bleibt es gleich, der König mag meinen Sohn ermorden, wenn er will; ich werde mich rächen! Man soll dort erfahren, daß man den Grafen van Warfuzée nicht ungestraft in seinem eigenen Blute verhöhnen darf!"

„Es ist eine traurige Nachricht, in der That, Herr Graf", sagte der Resident. „Aber beruhigt Euch, laßt Euch nicht durch Euren gerechten Aerger und Verdruß mit fortreißen. Es wird noch wohl ein Mittel geben, Euren Sohn in seine Ehre und sein Amt wieder einzusetzen."

„Ihr glaubt es, Resident? O, man kommt so leicht nicht aus der Bastille!"

„Ja, Graf, aber ich habe besondere Gründe dafür, daß hier ein Mißverständniß obwaltet und wenn ich dort werde bewiesen haben . . ."

„Seht Ihr wohl, daß Ihr Kenntniß von dem gräulichen Verrathe hattet!“ rief Warfuzée mit mißtrauendem Blicke.

„Nein“, antwortete der Resident, ohne sich durch den Eifer des Grafen außer Fassung bringen zu lassen, „nein, von dem traurigen Vorfalle weiß ich, wie gesagt, nichts, aber ich habe gleichfalls aus Paris Briefe erhalten, welche mich die Gründe für die Gefangennehmung Eures Sohnes vermuthen lassen, Gründe, die als Vorwand dienen, versteht mich wohl.“

„Und die Gründe oder dieser Vorwand?“

„Ihr würdet es nicht glauben, mein werther Graf; ich wage kaum, es Euch zu sagen; denn ich gestehe, daß Ihr Recht habt, schon den Gedanken an eine solche Beschuldigung als einen schmählichen Schimpf für Euch zu betrachten.“

„Aber, wozu so viele Umwege?“ unterbrach Warfuzée seine Worte. „Ihr spannt mich auf die Folter, Herr Resident. Von welcher Beschuldigung sprecht Ihr?“

Von Mouzon hielt, anscheinend absichtslos, die Augen auf den Grafen gerichtet und antwortete:

„Ihr wißt es ebenso gut wie ich, mein lieber Warfuzée, daß Spanien überall Spione hat, selbst am Hofe Frankreichs, sodaß der Kardinal-Minister sogar der Treue seiner eigenen Diener nicht sicher ist. Aber Ihr seid zu gleicher Zeit überzeugt, glaube ich, daß auch mein König die Mittel besitzt, zu erfahren, was am Hofe zu Brüssel vor sich geht, und ich werde Euch wohl nicht durch die Mittheilung in Erstaunen setzen, daß dort selbst Leute in seinem Dienste sind, welche die Verwendung der Brüsseler Reichskasse überwachen.“

Ein leises Zittern erfaßte den Grafen, aber er verbarg seine Aufregung unter verstelltem Lachen und rief aus:

„Aber, Herr Resident, wozu alle diese feierlichen Worte, um mir etwas zu sagen, was ich sehr gut weiß? Was kann die Reichskasse zu Brüssel mit meinem Sohne zu Paris gemein haben?“

„Ihr werdet es hören, wenigstens werdet Ihr, wie ich, das Mißverständniß vermuthen, welches die Veranlassung zur Verhaftung Eures Sohnes gewesen ist. Man hat zu Paris Nachricht erhalten, daß aus der geheimen Kasse des

Königs von Spanien, zu Brüssel, eine Summe von zehn tausend Livres genommen und, daß diese Summe durch Vermittlung gewisser Personen nach Lüttich gesandt ist. Ha, Ihr habt wohl Ursache, entrüstet zu sein, mein lieber Graf. Es ist fast nicht glaublich und doch ist es so: man ist der Meinung, daß dieses Geld — die zehn tausend Livres aus der Reichskasse Brüssels — für Euch bestimmt gewesen sei. Ich weiß es wohl, daß es nicht wahr sein kann; aber Ihr begreift, daß ein solcher, wenngleich falscher, Bericht, den Kardinal-Minister in Wuth versetzen mußte.. "

Warfuzée, der bis dahin regungslos und schweigend zugehört hatte, brach plötzlich in eine Fluth zorniger Worte aus und, obschon der Resident ihn zu beruhigen suchte, ließ er dennoch seinem Aerger und seiner Erbitterung die Zügel völlig schießen. Seinen verwirrten Worten nach, hatte er allerdings einiges Geld aus Brüssel bekommen, die Bezahlung einer alten Schuld; er konnte die Person namhaft machen, einen braven Kaufmann, der sich mit nichts anderm als seinem Geschäfte befasse . . . aber weil man ihm durch diesen kränkenden Verdacht eine solche Beleidigung zuzufügen wage, halte er es unter seiner Würde, eine weitere Erklärung abzugeben. Er klagte an, er drohte, er sprach mit so sichtbarer Entrüstung von Rache, daß er von Mouzon zum Zweifeln brachte oder vielleicht ganz täuschte.

Der Resident versicherte ihn wenigstens, daß er sogleich einen möglichst dringlichen Bericht nach Paris schicken würde, um den Kardinal-Minister zu überzeugen, daß die empfangene Nachricht falsch wäre und man den Sohn des Grafen van Warfuzée, ohne den geringsten Verzug, in Freiheit setzen müßte. Er würde bei dieser Gelegenheit noch die hohen Verdienste des Grafen geltend machen und die Belohnung verlangen, welche ihm rechtmäßig zukäme.

Nach langen Bemühungen und glänzenden Versprechen seitens des Residenten, ließ Warfuzée sich, scheinbar oder wirklich, besänftigen; doch gab er vor, daß er der großen Aufregung wegen, der Ruhe dringend bedürfe und sofort nach Hause zurückkehren wolle. Er würde mit Geduld und Hoffnung warten, bis durch die freundliche Vermittlung des

Herrn von Mouzon seinem Sohne die Freiheit und ihm selbst das volle Vertrauen des Königs zurückgegeben wäre.

Sie drückten einander die Hand und verabschiedeten sich auf das freundlichste.

Als der Graf van Warfuzée das Ende der Clarissenstraße erreicht, kehrte er rechts ab und gelangte bald zur Maas, längs deren Kais er langsam und mit wankenden Schritten zu spazieren begann. Gleichwohl sah er hier noch zu viel Leute; er mußte freier athmen, fern von Ohren, welche die heiseren Wuthausbrüche seiner Brust vernehmen konnten, fern von Augen, die ergründen konnten, welcher Sturm in seinem Innern wüthete.

Er setzte seinen Weg bis zur großen Bogenbrücke und weiter noch bis an den St. Leonarduskai fort. Hier, im Schatten der Bäume, den Augen der wenigen Wanderer fast entrückt, setzte er sich auf eine steinerne Bank nieder, den starren Blick auf den schnellen Fluß geheftet.

Dort blieb er wohl eine ganze Stunde sitzen, von der geistigen Anstrengung ermattet und die Hand dann und wann an die Stirn legend, um seinen angestrengt arbeitenden Kopf zu erfrischen. Manchmal kamen einige unverständliche Laute, heftig zitternde Gurgeltöne des Hasses, der Wuth und Rachsucht, über seine Lippen.

Daß er von Mouzons Namen in seine glühenden Drohungen mischte das war natürlich; aber wie kam es, daß er gleichfalls mit ebenso großer Erbitterung den Namen seines Freundes und Beschützers Laruelle aussprach. Welch düsteren Plan entwarf denn sein rasender Geist? Seit einiger Zeit war der Graf ganz still geworden; keine Geberde verrieth die geringste Gemüthsbewegung . . . als plötzlich ein geheimer Schlag ihn zu treffen schien und er mit vor Freude strahlenden Augen aufsprang.

„Ja, ja“, rief er, seinen eigenen Gedanken Beifall zulächelnd, „es ist gefunden. Ha, sie sollen erfahren, was es heißt, mich zu verhöhnen und zu beschimpfen! Und dann, dann werde ich in den Besitz meiner Güter, in meine Ehren, meine Würden wieder eingesetzt werden! Ein günstiges Geschick führt mich auf den Weg zurück, denn ich nie hätte

verlassen sollen! Ha, gelingt es mir, so wird die Welt über meinen Scharfsinn und Muth erstaunen!"

Er ging längs der Kais zurück, eilte durch die Straßen und erreichte nicht lange darnach seine Wohnung.

„Gobert, laß Niemand in mein Zimmer", befahl er seinem Diener. „Ich will durchaus nicht gestört werden, hörst Du?"

In sein Zimmer gekommen, begann er, ohne Hut und Degen abzulegen, zu schreiben. Seine Hand lief mit Schnelligkeit über das Papier, wahrscheinlich war er sich seines Planes so klar bewußt, daß er nicht nach Worten und Wendungen zu suchen brauchte; denn, als er nach einer Viertelstunde seine Unterschrift unter den Brief gesetzt, hatte er auch nicht ein einziges Mal inne gehalten.

Bevor er den Brief siegelte, überlief er ihn noch einmal mit den Augen; und las endlich laut:

„Wie ich Euch sagte, kommt mit dem Boote von Namen. Es gibt dafür einen Grund. Laßt Euch zu Quinquempoix an's Land setzen. Dort werdet Ihr mich finden. Ich werde Euch dann mittheilen, welch gräulicher Verrath gegen den König von Spanien im Werke ist. Ich will Niemand anders als Euch dieses Geheimniß anvertrauen. Kommt Ihr nicht, so ist Lüttich auf ewig für den König und den Fürstbischof verloren. Schreibt mir daher gleich, mein werther Herr von Vries, an welchem Tage und zu welcher Stunde ich Euch erwarten darf. Ich beschwöre Euch, weigert Euch nicht. Euer Glück, Eure Beförderung und die meinige hangen davon ab."

Er schrieb den Namen des Herrn Dupuis, Kaufmanns zu Namen, auf den Brief, siegelte ihn, stand auf und schellte.

„Gobert", sagte er. „Kennst Du den Tuchladen in der Fereonstréestraße, vor dem der goldene Elephant steht?"

„Gewiß", war die Antwort. „Habet Ihr vergessen, mein Herr, daß ich bereits einmal dortgewesen bin?"

„Gut, diesen Brief mußt Du selbst dem Ladenbesitzer einhändigen . . . . Aber nein, gib her, Gobert; ich muß ausgehen, die Feronstréestraße liegt auf meinem Wege; ich will die Bekanntschaft des Ladenbesitzers machen."

Während der Diener sich über die fieberhaften Worte seines Herrn verwunderte und ihm in den Gang folgte, öffnete Warfuzée das Thor und verschwand unter die Bäume des St. Johannesplatzes.

IX.

Daniel saß auf der Ruhebank bei dem Springbrunnen, in dem Garten seines elterlichen Hauses und hielt mit freudiger Erwartung die Augen auf das Haus gerichtet.

Eine ältliche Frau trat in den Garten. Der Jüngling sprang auf, ging einige Schritte vorwärts, ergriff die Frau bei den Händen und fragte:

„Nun, liebe Mutter, Ihr bringt mir eine gute Nachricht, nicht wahr? Mein Vater hat eingewilligt? . . . Ihr schüttelt den Kopf so bedächtig! Sollte er sich geweigert haben?“

„Weder das Eine noch das Andere“, murmelte sie. „Euer Vater will die Sache reiflich erwägen, sagte er, bevor er einen Entschluß faßt. Ich verhehle es nicht, er hofft, daß er Euch durch seinen Rath wird überreden können, von einer Verbindung abzustehen, die er weder für vortheilhaft noch passend hält.“

„O, Mutter, das hieße mich zu einem bittern und trostlosen Leben verurtheilen! Seid Ihr, der ich mein Herz ganz offen gelegt habe, davon nicht auch überzeugt?“

„Ja, mein Sohn; auch zweifle ich nicht daran, daß wir zum Ziele gelangen, wenn Ihr Euch nur muthig haltet und Euren Vater nicht denken laßt, daß Zeit und Zureden Eure Liebe überwindet. Geht jetzt guten Muthes zu ihm. Ich habe den Boden so viel als möglich geebnet.“

„Aber, Mutter“, fragte er zögernd, „mein Vater ist jetzt aufgeregt und vielleicht ungünstig gestimmt; soll ich

meinen Versuch bei ihm nicht bis diesen Abend oder morgen verschieben?"

„Nein, Daniel, man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ueberdies erwartet Euch Euer Vater .... Man sollte wahrlich sagen, daß Ihr eingeschüchtert wäret. Ein Mann wie Ihr, der sich nicht gefürchtet hat, dem drohenden Tode in die Augen zu sehen! Aber in Herzensangelegenheiten wird auch der Stärkste gleich zu einem furchtsamen Kinde. Es ist so ... Geht, geht nur hin; es wird sich schon machen!"

Während sie dieses sagte, stieß sie ihn lächelnd nach dem Hause hin.

Daniel dankte ihr durch einen zärtlichen Blick und murmelte, während er an der Hausthür noch stehen blieb:

„Liebe Mutter, Ihr seid zu gut für mich! Wenn Gott mir das geträumte Glück beschert, wird Euer anderes Kind Euch deshalb segnen und lieben. Wie werden wir beide Euch lieben!"

„Nun, nun, das weiß ich wohl, Schmeichler", sagte sie gerührt.

„Geht hinein; ich werde hier mit ebenso viel Ungeduld und Hoffnung warten, als ob ich es wäre, die zu heirathen wünschte."

Daniel begab sich zum Schreibzimmer seines Vaters. Hier blieb er stehen, dachte einige Augenblicke nach, sammelte seine Gedanken und seinen Muth und trat dann entschlossen ein.

Der Bürgermeister sah seinen Sohn mit einem Lächeln auf den Lippen an und sagte:

„Wohlan, mein armer Daniel, was habt Ihr Euch da für einen sonderbaren Gedanken in den Kopf gesetzt? Wenigstens, wenn ich Eurer Mutter glauben darf; denn ihre blinde Liebe zu Euch läßt sie wahrscheinlich die Sache übertreiben. So, so, eine Warfuzée! Man hätte in seiner Wahl demüthiger sein können."

„Aus Mitleiden, Vater, scherzt nicht!" flehte der Jüngling. „Eure Worte martern mich. Mein Gefühl ist so ernst und so innig, daß der geringste Spott aus Eurem Munde mir das Herz grausam zerreißen muß."

Herr Laruelle schüttelte das Haupt und schien durch den schwermüthigen, zitternden Ton der Stimme Daniels überrascht. Er sagte überlegend, als spräche er mit sich selbst:

„Ja? ist es schon so weit. Ich hätte es vorhersehen müssen, aber die politischen Sorgen, die mannigfachen Pflichten meines Amtes, lassen mir nicht die Zeit, über meine eigene Familie zu wachen. Ich vermuthete es wohl, mein Sohn, daß eine gewisse Neigung der Herzen zwischen Euch und dem jüngsten Fräulein van Warfuzée enstanden wäre, dennoch war ich einfältig und vertrauend genug, um zu denken, daß ein stilles Gefühl, welches sich auf Dankbarkeit und eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters gründet, keine so vermessene, so gefährliche Wünsche in Euch erwecken würde. Ich bin noch der Meinung. Ihr habt ein gutes Herz und einen vernünftigen Sinn. Nachdem ich die Sache bei mir durchdacht und erwogen habe, werdet Ihr vielleicht von etwas abstehen, das für Euch eine bittere Quelle von Enttäuschung und für mich eine Erniedrigung werden kann."

„Hoffet es nicht", sagte Daniel in traurigem Tone. „Mein ganzes Leben ist Zeuge der Ehrerbietung, die mein dankbares Herz Euch bewiesen hat; jetzt, jetzt kann ich jedoch Eurem Rathe nicht folgen. Verweigert Ihr mir heute das Glück, das ich von Eurer Liebe erflehe, so werde ich mich unterwerfen, ja; aber Ihr werdet mich zu ewiger Verzweiflung und ewigen Schmerzen verurtheilt haben."

„Ach, mein lieber Daniel, Ihr faßt die Sache zu ernst auf", bemerkte der Bürgermeister mit Güte. „Man spricht immer so, wenn man im Herzen verwundet ist; aber, wie tief Eure Wunde auch sei, Zeit und Vernunft heilen sie sicher."

„Warum, Vater, zeigt Ihr Euch so gefühllos und so unbarmherzig? Es ist Euch nicht Ernst. O, wüßtet Ihr, welche Schmerzen Eure Ungläubigkeit mir verursacht! Beschuldigt mich der Schwärmerei, der Vermessenheit und des Hochmuthes; aber zweifelt nicht an der Tiefe, an der Macht meines Gefühles! Ich Unglücklicher, der gestern noch Trost und Muth in der Ueberzeugung fand, daß die Wahl meines Herzens Euch erfreuen würde!"

„Mich erfreuen würde?“ wiederholte der Bürgermeister.

„Ja, Vater; habt Ihr nicht seit der Ankunft des Grafen van Warfuzée in dieser Stadt, hundertmal in meiner Gegenwart mit dem höchsten Lobe über Klara van Warfuzée gesprochen? Habt Ihr nicht Eure Verwunderung ausgedrückt über ihre sanften Gesichtszüge, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Einfachheit und jenes Etwas, das wie ein Duft aus ihrer reinen, himmlischen Seele emporstiege, etwas unaussprechliches, was Jeden anzöge und zur Hinneigung stimmte, als verbreitete sie, ohne es zu wissen, einen geheimen Zauber um sich her? Das sind Eure eigenen Worte, Vater! Und wenn Ihr, der bejahrte Mann, der mit Sorgen und Arbeit überladen ist, nicht gefühllos gegen so viele herrlichen Reize bleiben konntet, wie sollte ich denn, jung wie sie, dem unwiderstehbaren Zauber mich haben entziehen können?“

„Ihr seid beredt, Daniel“, murmelte der Bürgermeister verlegen. „Ha, gewiß, wenn hier keine Gründe vorlägen; die Stimme des Herzens zu unterdrücken, ich würde Gott danken, weil er meinem einzigen Sohne einen so sanften und liebenswürdigen Engel zur Lebensgefährtin bestimmt hätte. Darin liegt das Hinderniß nicht. Sie ist edlen, durchlauchtigen Blutes; wir sind nur Bürger . . .“

„Aber dies ist kein Hinderniß, Vater“, fiel ihm der Jüngling in die Rede. „Ich selbst habe es lange geglaubt und unsäglich dadurch gelitten. Meine Furcht war jedoch eitel. Klara gibt nicht das Mindeste darauf. Sie sehnt sich im Gegentheil nach einem stillen und bescheidenen Leben.“

„Ja, Klara! das ist möglich; die Liebe ist blind, sagt man; aber ihr Vater, wird er den Unterschied vergessen?“

„O, er wird mit Freuden seine Zustimmung geben!“ bestätigte der Jüngling.

„Ihr glaubt es, mein Sohn?“

„Sieht man nicht oft solche Ehen in Lüttich, Vater?“

„In Lüttich, ja: seitens des echt Lüttichschen Adels, aber der Graf van Warfuzée gehört einer andern Art von Edeln an. Er hat fast sein ganzes Leben an dem Hofe von Fürsten und Königen zugebracht; sein Haus ist durch

Blutsverwandtschaft mit den durchlauchtigsten Geschlechtern der Niederlande verbunden. Ich bin gewiß, daß es ihn sehr verdrießen wird, mich durch die Ablehnung eines solchen Antrages kränken zu müssen. Die Welt sieht es mit Recht als eine Lächerlichkeit an, aber, was kann er dafür, wenn die Achtung vor seinem Namen und der Widerstand aller seiner Verwandten ihn dazu nöthigen."

„Entmuthigt mich nicht auf eine so grausame Weise, Vater!" seufzte Daniel erschreckt. „Er ist Euer Freund, Ihr habt ihm die wichtigsten Dienste geleistet. Er wird sich erinnern, daß ich mein Leben preisgegeben habe, um ihn aus den Händen der Spanier zu befreien . . ."

„Von ihm die Zustimmung als einen Lohn für diese Dienste erbitten? Niemals Daniel!"

„Aber, Vater, der Graf hat seinerseits die Stadt Lüttich vor einem drohenden Untergange bewahrt unt den Plan böser Menschen vereitelt, die es auf Euer Leben anlegen wollten. Es ist also nichts mehr zwischen Euch beiden zu bezahlen. Eure gegenseitige Freundschaft wird allein jedes Hinderniß aus dem Wege räumen."

Herr Laruelle schüttelte das Haupt mit einem Ausdruck von Verdruß.

„Kommt Vater, seid edelmüthig!" bat der Jüngling. „Bewilligt mir das Glück, das ich mir von Eurer Güte erflehe; für diese höchste Wohlthat werde ich Euch bis zu meinem letzten Athemzuge segnen."

Ein dumpfes Gemurr ging über die Lippen des Bürgermeisters. Er kämpfte sichtlich gegen geheime Bedenken an, die ihn schmerzlich berührten. Nachdem er eine Zeitlang auf den Boden gestarrt hatte, sagte er mit scharfem Nachdrucke:

„Der Graf wird sich weigern . . . Er kann sich weigern. Begreift Ihr das, mein Sohn? Hört Ihr Euren Vater, das Haupt des freien Lütticher Volkes, vor einem hochgebornen Edelmanne eine schüchterne Bitte stammeln? Hört Ihr, was man ihm sagt, oder ihn verstehen läßt, daß seine Bitte unannehmbar sei, weil seine Eltern Kaufleute gewesen, und nur Bürgerblut durch seine Adern fließe?"

„O, Ihr seid viel zu demüthig, Vater, und Ihr verkennt Eure eigene Würde", fiel Daniel ein. „Ihr, der Bürgermeister von Lüttich, dem nicht allein von Rittern, sondern von Fürsten und Königen Ehrerbietung gezollt und geschmeichelt wird!"

„Demüthig?" wiederholte Laruelle, das Haupt erhebend. „Ich bin nicht demüthig, mein Sohn; es ist ein Gefühl von Stolz, das mich bewegt. Haben die Edelleute die Ehre ihres Geschlechtes zu beschützen, so haben wir Bürger unsere menschliche Würde gleichfalls gegen alle Kränkung zu bewahren. Eine solche Verbindung, wenn sie eingegangen werden könnte, würde ich für keine Ehre halten."

„O Himmel, Vater, doch nicht für das Gegentheil?"

„Nein, auch nicht für eine Erniedrigung . . . . Aber, weil noch so viel Ungleichheit zwischen den Menschen besteht, wäre es besser, daß Jeder in seinem Stande bliebe. Ihr, Daniel, auf dessen Haupte meine ganze Hoffnung beruht, Ihr, der einst nach meinem väterlichen Traume an der Spitze des Lütticher Volkes stehen und der erste Bürger dieser edlen, freien Stadt sein sollte, bittet jetzt darum, der letzte unter Leuten zu sein, die glauben, daß ihnen das Recht angeboren ist, mit Geringschätzung auf die Söhne des Handwerkes, des Gewerbefleißes und des Handels herabzusehen. Welch Loos wäre das Eurige? Ihr würdet ein Zudringlicher sein, der seinem neuen Stande nichts zugebracht hätte, als einen unauslöschlichen Fleck."

Ein dumpfer Schrei wallte aus des Jünglings Brust auf; er ließ die Arme sinken und schien ganz entmuthigt. In seinen Augen, die er auf seinen Vater geheftet hatte, glänzten zwei Thränen.

Laruelle sah ihn mit wachsendem Mitleiden an, dann faßte er ihn bei der Hand und sagte in sanfterem Tone:

„Kommt, mein Sohn, Ihr müßt herzhafter werden. Betrüben Euch meine Worte so tief, so rührt dieses daher, daß sie eine Wahrheit enthalten, die, ich begreife es wohl, für Euch in diesem Augenblicke nur schmerzlich sein kann."

„Nein, Vater, es ist keine Wahrheit, wenigstens für mich nicht. Was mich martert und unglücklich macht, ist Eure Grausamkeit gegen mich."

„Meine Grausamkeit?“

„Ja, Vater, diesen Morgen schlug mir das Herz vor Freude. Ich schmeichelte mir mit der süßen Ueberzeugung, daß Ihr mein Vorhaben gut heißen würdet, daß es Euch erfreuen würde... Und konnten einige Hindernisse eintreten, dann hoffte ich, daß Ihr, so edelmüthig und gut, mich würdet getröstet und ermuthigt haben. Wie habe ich mich getäuscht! Eure Worte sind ebenso viele Dolche, die mir das Herz durchbohren und Ihr wühlt unbarmherzig in der Wunde, um sie noch mehr bluten zu machen.“

Laruelle war tief ergriffen bei dieser Beschuldigung von Grausamkeit; denn er begann zu fürchten, daß sie wohl einigermaßen begründet sein könnte.

„Aber, mein armer Daniel“, murmelte er, „ich bin es nicht, der Euch Leiden verursacht, es ist die Wahrheit, die traurige Wahrheit.“

„Darf ich Euch beweisen, daß Ihr Euch darin ganz und gar irrt, Vater?“

„Gewiß, ich verlange nichts besseres.“

„Wohlan, Vater, höret mich ohne Vorurtheil an. Ihr träumt für mich ein Loos wie das Eurige. Verwirklichte sich Eure Hoffnung, dann würde ich einst Bürgermeister von Lüttich werden. Ich dagegen, bitte zu Gott, daß er solch bitteren Kelch von meinen Lippen fern halte. O, ich sehe Euch, meinen Vater, seit Jahren, Eure ganze Zeit, Eure Thätigkeit, Euren Verstand, Eure ganze Seele dem allgemeinen Wohle widmen. Was ist Euer Lohn? Ewige Unruhe, Undankbarkeit, Haß, Feindschaft, Lästerung .... Mörder, die man aussendet, Euch umzubringen! Kein Augenblick ist Euch vergönnt, ohne daß er durch eine Gefahr oder Sorge vergiftet ist; Eure Tage und Nächte sind durch Angst und Furcht, wenn auch nicht Euret-, so doch der öffentlichen Interessen wegen, deren oberster Hüter Ihr seid, verbittert. Ha, und denken müssen, daß, wenn die Tyrannen je über dieses Lütticher Volk triumphiren sollten, dies selbe Volk das Grab des Vertheidigers seiner Freiheit entehren würde ... Ein solches Leben will ich nicht. Meine Seele ist nicht stark genug, um dies schreckliche Loos mit Wissen und Willen anzunehmen. Sie sehnt sich nach Glück, Ruhe und Friede.“

„In der That, das Recht gegen die Macht vertheidigen, heißt ein schweres Kreuz auf seine Schultern laden!“ seufzte Laruelle. „Aber, wenn wir Alle so dächten, hieße das nicht die ganze Menschheit zu ewiger Sklaverei verurtheilen? Und liegt nicht schon ein Glück in der Ueberzeugung, daß man sich der Erfüllung einer mühsamen Pflicht aufopfert?“

„Ihr sagt, Vater“, fuhr Daniel fort, „daß ich der Erniedrigung von Seiten der Edeln anheimgegeben würde, deren Stande ich einen Fleck zubrächte? Ja, das würde dann wahr sein, wenn ich mit ihnen zu verkehren Willens wäre; aber nein, unser Plan ist entworfen: Klara und ich wollen, daß unser Glück nur von uns abhängig sei. Wir werden ein angenehmes Landgut an den Ufern der Maas bewohnen, dort unser bescheidenes, aber ruhiges Leben zubringen, Gott allein zum Richter und die schöne Natur zur Zeugin unseres Thun und Lassens nehmend. Und während Andere sich abmühen und abarbeiten und ihre Tage auf dem stürmischen Meere der menschlichen Leidenschaften rastlos verleben, werden wir die süße Ruhe zweier Seelen genießen, die keine anderen Quellen des Glückes anerkennen als Friede, Freundschaft und Liebe.“

Laruelle lauschte still auf die ruhigen, doch begeisterten Worte seines Sohnes. Er schwieg noch als der Jüngling bereits eine Weile zu sprechen aufgehört hatte.

Daniel, der sich dem Siege nahe glaubte, ergriff die Hand seines Vaters und fuhr in schmeichelndem Tone fort:

„Kommt, Vater, faßt einen großmüthigen Entschluß und gebt die Träume auf, die Eure Zärtlichkeit und Euer väterlicher Stolz Euch einflößen. Wie würde es gehen, wenn solche Träume zur Wahrheit würden? Am Rande Eures Grabes würdet Ihr dem Himmel noch für keinen einzigen ruhigen Augenblick oder irgend ein heiteres Vergnügen zu danken haben. Ich würde also Bürgermeister, Schöppe oder Volksanführer. Entfernt von den öffentlichen Angelegenheiten, würdet Ihr gleichfalls noch für Euren einzigen Sohn, der Euren Platz in den unaufhörlichen Streitigkeiten übernommen hätte, sorgen, fürchten und leiden. Ein trostloses Leben, das den Frieden des Herzens nur im Tode hoffen läßt! Vergönnt mir, durch Eure Zustimmung, das Mittel,

Euch einen Zufluchtsort für Eure alten Tage zu bereiten. Ihr werdet fortfahren, Euch abzumühen, Euch für die Vertheidigung des Volkes und der Freiheit aufzuopfern; ich weiß es, Eure starke Seele wird den Kampf nicht aufgeben. Aber nach allen mühevollen Anstrengungen, nach allen schmerzlichen Enttäuschungen, werdet Ihr in unserem Paradiese von Frieden und Liebe ausruhen. Das süße Lächeln und die liebreichen Worte meiner Klara werden Euer Herz mit Heiterkeit und Lebensfreude erfüllen; meine Kinder — Gott wird Euch Enkel geben, Vater — werden den Schweiß der Anstrengung Euch von der Stirn wischen, Euch auf die Kniee kriechen, Euch ermüden durch ihre Küsse, Euch plagen durch ihre einfache Zärtlichkeit . . . Und, so unter den Strahlen der milden Sonne wandelnd oder im kühlen Schatten der Bäume sitzend, umringt und geliebt von Allen, die Euch theuer sind, werdet Ihr und meine gute Mutter noch ein fröhliches und seliges Alter genießen, die gerechte Belohnung für Euer kummervolles und thätiges Leben . . ."

„Aber schweigt, schweigt Daniel", murmelte Laruelle, aufs tiefste ergriffen. „Ihr würdet durch Eure dichterische Schilderung den gefühllosesten Menschen verführen. O, ich weiß wohl, daß ein so unruhiges Leben wie das meine, das Glück nicht ist . . . . Und, Ihr glaubt, daß der Graf van Warfuzée zustimmen könnte."

„Ich bin fast gewiß davon. Mein Herz sagt mir, daß er Euren Antrag mit Freuden annehmen wird."

„Mich ängstigt der Zweifel . . ."

„Aber versucht es wenigstens, Vater! Mehr verlange ich nicht. Ist Euer Zweifel begründet, so werde ich mich unterwerfen, zwar mit nie endendem Schmerze, aber zugleich mit nie endender Dankbarkeit gegen Euch."

„Wohlan", sagte Laruelle, „ich werde den Versuch machen. Es kostet mich viel; aber, weil Ihr meint, daß Euer Glück davon abhängt, so sei es!"

„O, Dank, Vater!" rief Daniel aus. „Seid gesegnet für Eure Güte! Wann werdet Ihr zum Grafen gehen?"

„Wann? Wenn es doch geschehen muß, kann ich heute oder morgen keine günstigere Zeit finden als jetzt. Mir

bleiben ein paar Stunden bis zur Versammlung des Schöppenrathes übrig. Wenn ich gleich ginge? Der Zweifel soll nicht lange dauern . . ."

„Ich bitte Euch, Vater, folgt der guten Eingebung!"

Der Bürgermeister stand auf, rief seinen Diener Kaspar herbei und fragte nach seinem Mantel und Degen.

Beim Weggehen, sagte er zu seinem Sohne:

„Ich rechne nicht auf einen günstigen Erfolg, Daniel; aber nehmt die Versicherung hin, daß ich den Versuch mit dem feurigen und aufrichtigen Wunsche mache, Euch eine gute Nachricht zu bringen. Gebt also die Hoffnung nicht auf, aber stählt Euer Herz gegen ein mögliches Mißlingen."

Er trat auf die Straße und wandte sich nach dem St. Johannesplatze. Viel Zeit blieb ihm nicht, über das, was er ausführen wollte, nachzudenken; denn seine Wohnung lag nicht weit vom St. Johannesplatze. Auch klopfte er schon einige Minuten darnach an die Thür des Grafen.

Auf seine Frage, ob der Herr van Warfuzée zu Hause wäre und er ihn allein sprechen könnte, antwortete der Diener bestätigend, sagte aber zugleich, daß er für den Augenblick mit Jemand im Gespräche wäre und verboten hätte, ihn zu stören; natürlich konnte dieses Verbot den Diener nicht abhalten, den Besuch des Bürgermeisters anzumelden. Es wäre kein Zweifel, daß der Graf sich beeilen würde, seinen andern Besucher schnell abzufertigen. Herr Laruelle brauche nur einige Augenblicke im Saale zu warten.

Unter solchen Worten führte Gobert den Bürgermeister weiter in den Gang und öffnete ihm die Saalthüre.

Bei seinem Eintritte wurde Laruelle plötzlich durch einen eigenthümlichen Freude- oder Angstschrei überrascht. Er sah hinten in dem Gemache die junge Klara van Warfuzée, die beschämt und mit hochgerötheter Stirn stehen geblieben war und ihn durch eine Verbeugung begrüßte.

Der Bürgermeister selbst war bei diesem unerwarteten Zusammentreffen etwas verlegen. Er näherte sich indessen dem Fräulein und sagte mit einem Lächeln:

„Einen freundlichen guten Tag dem liebenswürdigen Fräulein van Warfuzée. Trat ich so ohne alle Anmeldung herein, so liegt die Schuld an Gobert. Mein Besuch scheint

Euch überrascht zu haben, Fräulein. Entschuldigt mich, ich bitte Euch."

„Aber, aber, es war Freude, Herr Bürgermeister", stammelte sie.

„Freude, mein Fräulein?" wiederholte er, verwundert über die Offenherzigkeit des Mädchens.

„Jetzt nicht mehr", antwortete das Mädchen mit einem reizenden Schmollen auf den Lippen. „Ihr nennt mich Fräulein, das betrübt mich. Vorgestern noch, als ich Euch mit Frau Laruelle auf dem St. Lambertusplatze begegnete, habt Ihr mich zehn Mal nur Klara genannt. Ihr seht, daß ich die Zahl nicht vergessen habe."

Der Bürgermeister sah sie eine Weile mit sichtlicher Innigkeit an. Sie lächelte vergnügt. Es war eine Unterhaltung der Augen, die sie beide sehr deutlich verstanden.

„Süße Zauberin!" murmelte er in sich. „Ha, es wundert mich nicht, daß schon Euer Anblick einer gefühlvollen, poetischen Seele den Himmel erschließt."

Und wieder das Wort an das Mädchen richtend, sagte er:

„Klara, — Klara, weil Ihr es so verlangt — Ihr seid so offenherzig gegen mich, daß ich Euch wohl etwas fragen möchte. Ich bin hierher gekommen, um mit Eurem Vater zu sprechen. Vermuthet Ihr den Zweck meines Besuches? Wahrscheinlich, weil Ihr mich mit einem Freudenschrei empfangen habt. Ist das also wahr, was mein Sohn mir sagte? Würdet Ihr, wenn Euer Vater zustimmte, Daniel dadurch glücklich machen, daß Ihr meine Tochter würdet? Ihr seid bestürzt? antwortet mir, ich bitte Euch."

„O, die Antwort will mir, seit meine Augen Euch heute erblickt haben, entschlüpfen", sagte sie, „aber ich wage es nicht. Ihr würdet mich für dreist und unbescheiden halten."

„Befürchtet es nicht, Klara, Eure Offenherzigkeit entzückt mich."

„Wohlan, empfangt denn meine Antwort ..... auf ewig und für alle Zeit!" rief sie:

Und sie flog dem Bürgermeister an den Hals, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn so zärtlich, daß dem gerührten Manne Thränen in die Augen traten.

Der Diener erschien in der Thüre und meldete, daß sein Herr allein wäre und Herrn Laruelle in seiner Schreibstube erwartete.

Noch ganz betäubt von der liebreichen Umarmung, folgte der Bürgermeister dem Diener in den Gang; hier kam Warfuzée ihm entgegengeeilt, drückte ihm die Hände und überhäufte ihn mit Beweisen der innigsten Freundschaft.

Als beide in der Schreibstube saßen, fragte Warfuzée:

„Nun, mein werther Laruelle, was verschafft mir heute das Vergnügen Eures angenehmen Besuches? Eine wichtige Angelegenheit?“

„Ja, Herr Graf, eine sehr wichtige und schwierige Angelegenheit, die ich nicht zu behandeln weiß“, antwortete der Bürgermeister zögernd.

„O, Ihr wißt, mein Freund, daß ich bereit bin, Alles, selbst mein Leben, für die Stadt Lüttich und ihre edlen Bewohner aufzuopfern . . .“

„Das ist es nicht, Herr Graf; es sind keine Staatsangelegenheiten, die mich heute zu Euch führen. Ich will mit Euch über meinen Sohn Daniel und Eure Tochter Klara sprechen.“

Warfuzée sah ihn verwundert an.

„Ja, Herr Graf, es ist nicht der Bürgermeister, es ist der Vater, der mit Euch spricht. Ihr habt meinen Sohn bei Euch mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit empfangen und ihm Gelegenheit gegeben, oft und lange, in Gegenwart Eurer Tochter Klara zu verweilen. Sie ist lieblich und schön. Habt Ihr Euch je vorgestellt, daß mein Sohn gegen so viele Reize gefühllos bleiben würde?“

„Mit welch ernster Miene fragt Ihr mich das?“ murmelte Warfuzée. „Ihr macht mich ganz bekümmert!“

„In der That, Herr Graf, wir sind nicht vorsichtig gewesen. Wir hätten vorhersehen müssen, daß zwei junge Leute, beide einfach und unerfahren, nicht lange gleichgültig bleiben konnten, und daß allmälig zwischen ihnen eine Neigung entstehen mußte, die endlich tief und unaustilgbar in ihren Herzen wurzeln würde. Wie rein auch eine solche Neigung sein mag . . .“

„Ha, so, mein guter Freund Laruelle“, rief Warfuzée lachend, „wenn ich mich nicht irre, schlagt Ihr alle diese Umwege ein, um mir zu verstehen zu geben, daß Herr Daniel in meine Tochter Klara verliebt ist?“

Der Bürgermeister nickte bestätigend.

„Wohlan, was gibt es dabei so Erstaunliches und Schreckliches? Ich habe es früher gleich zu bemerken geglaubt; aber seit Daniel seine Besuche hier eingestellt hat, war ich der Ansicht, daß ich mich geirrt hätte.“

„Nein, Herr Graf, er war durch sein eigenes Gefühl eingeschüchtert und hat es zu besiegen versucht. Schmerzlich hat er während dieses Kampfes gelitten; aber es hat nur dazu gedient, das Feuer seiner Liebe in seinem Herzen noch stärker anzufachen.“

„Also Daniel liebt Klara?“ fragte Warfuzée.

„Ja, unaussprechlich.“

„Und Klara?“

„Sie ist Daniel nicht abgeneigt; ich glaube sogar, daß in dieser Hinsicht zwischen ihnen kein anderer Unterschied besteht als die geringere Beherrschung und das weibliche Gemüth.“

„Und ist das ein Grund für Euch, bekümmert zu sein, mein theurer Laruelle?“ rief Warfuzée. „Unsere Kinder lieben sich? Desto besser!“

„Desto besser?“ wiederholte der Bürgermeister erstaunt.

„Nun ja, sie stehen im Lenze des Lebens; die Liebe ist die Blüthe des Herzens. Und weil wir, ihre Väter, so innig durch Freundschaft verbunden sind, so laßt unsere Kinder auf die ihren Jahren angemessene Weise Freunde sein.“

Der Bürgermeister schwieg eine Weile, hustete und sagte dann:

„Die Freundschaft, Herr Graf, kann ewig dauern, ohne daß sie eine Veränderung in unsern Verhältnissen nöthig macht; die Liebe dagegen kann nur zu Unglück und Leiden führen, wenn sie ihr gesetzliches Ziel nicht erreichen darf.“

„Ihr gesetzliches Ziel?“ murmelte Warfuzée. „Seid doch offenherzig, Bürgermeister, kommt Ihr, um mir eine eheliche Verbindung zwischen Daniel und Klara vorzuschlagen?“

„Ich wollte Euch fragen, Herr Graf, ob mein Sohn die Hoffnung nähren dürfte, jemals seine Wünsche verwirklicht zu sehen? oder, ob ich es versuchen muß, eine hoffnungslose Liebe in seinem Herzen zu ersticken?“

„Gebt mir die Hand, mein guter Laruelle!“ rief der Graf, den Bürgermeister bei der Hand ergreifend. „Ihr scheint zu fürchten, daß ich Schwierigkeiten mache? Ihr irrt Euch: Ich willige ein.“

„In die Verbindung meines Sohnes mit Eurer Tochter?“

„Ganz gewiß. Ihr seht mich so ungläubig an? Was ich Euch sage, ist aufrichtig. Hätte ich nicht irriger Weise geglaubt, daß die Neigung Daniels zu Klara nachgelassen, ich wäre selbst zu Euch gekommen, um Euch zu ersuchen, diese Verbindung zwischen unseren Familien zu genehmigen. Setzen meine Worte Euch in Erstaunen? Seht Ihr Hindernisse vorher?“

„Ich verhehle es Euch nicht, Herr Graf; die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Standes . . .“

„O, daran würde ich, wenn von andern Personen die Rede wäre, ganz sicher denken, aber bei Euch, unmöglich! Ihr seid Bürgermeister von Lüttich, mein bester Freund; Ihr habt mir unschätzbare Dienste erwiesen. Dem Daniel verdanke ich mein Leben. Es ist also eine abgemachte Sache . . . Die jungen Leute sollen gleichwohl noch ein wenig Geduld haben müssen. Ich kann die Verbindung nicht vor sich gehen lassen, ohne die vornehmsten Glieder meiner Verwandtschaft davon in Kenntniß zu setzen; meinen Bruder, den Grafen van Renesse und meine Schwester, die Abtissin in Frankreich ist.“

„Himmel, wenn sie sich entschieden gegen diese Verbindung erklärten?“ seufzte Laruelle.

„Sie werden sich nicht dagegen erklären, in Rücksicht auf die besonderen Umstände, in denen ich mich befinde. In jedem Falle geschieht diese Benachrichtigung nur, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen. Ihrer Zustimmung bedarf es nicht. Auf die Ansicht meines Bruders und meiner Schwester lege ich einigen Werth, sollten sie aber Schwierigkeiten machen, so würde mich das nicht abhalten, zu thun, was mein Herz beschlossen hat. Denkt Ihr, Bürger-

meister, daß etwas auf Erden mich das vergessen lassen könnte, was ich Euch verschulde? Haltet Ihr mich für fähig, Euch und Eurem Sohne eine blutige Beleidigung zuzufügen? Seid doch nicht so bekümmert und nehmt die Verbindung als geschlossen an."

„Ich bin Euch für diesen hohen Beweis Eurer Freundschaft gegen mich sehr dankbar", sagte Laruelle. „Zweifelt nicht an meinem aufrichtigen Willen, Eurem Kinde all das Glück zu verschaffen, das unsere unbegrenzte Zuneigung und meine materiellen Mittel ihm verschaffen können. Daniel ist mein einziger Erbe; Vermögen wird er reichlich besitzen . . ."

„Aber, Bürgermeister, woran denkt Ihr? Geht, geht, wollt Ihr unter uns von Geld sprechen?"

„Es sei so, Ihr seid fürwahr ein großmüthiger Mann, Herr Graf. Nun möchte ich mir noch eine Gunst erbitten: Daniel wartet sehnsüchtig auf die Antwort, welche ich ihm bringen werde. Ich fühle bei mir selbst, welch' unaussprechliche Freude ihn ergreifen wird. Laßt mich mit dieser glücklichen Botschaft sogleich nach Hause eilen."

Der Graf stand von seinem Sessel auf.

„Ich begreife Eure väterliche Ungeduld", sagte er, „und habe gleichfalls vor, Klara mit dieser angenehmen Neuigkeit zu überraschen. Aber, vergönnt mir, Bürgermeister, weil Ihr doch gerade hier seid, noch einen einzigen Augenblick, um von einer anderen Sache mit Euch zu sprechen. Habt Ihr vernommen, daß die Chiroux, kaum besiegt, schon wieder geheime Zusammenkünfte halten und in Verbindung mit den Spaniern von Navagne und Argenteau stehen, um neue Anschläge zu schmieden?"

„Das würde ich nicht glauben, auch wenn es mir durch einen Augenzeugen versichert würde", antwortete Laruelle.

„Es ist dennoch so, mein Freund, aber beruhigt Euch, ich wache und werde bald die Fäden dieses argen Spieles in Händen haben. Bereits habe ich zwei oder drei Chiroux gewonnen, die mir mittheilen, was in den geheimen Versammlungen verhandelt wird und müßte ich mich selbst als einen feurigen Chiroux verstellen, meine Dankbarkeit für dieses Lütticher Volk wird mich zu der Uebernahme einer

solchen Rolle befähigen. Ich sage Euch dieses nur, weil man zuweilen einen bekannten Chiroux aus meiner Wohnung kommen sieht. Sollte man mit Euch darüber sprechen, so lacht darüber: Ihr wißt, was es zu bedeuten."

„Ihr gebt Euch wahrlich viel Mühe, Herr Graf", murmelte Laruelle. „Ich befürchte nur, daß Ihr Gefahr lauft, Euch arge Unannehmlichkeiten auf den Hals zu laden. Nichts ist meiner Meinung nach besser als offen und unverſteckt die Feinde der Stadt und der Freiheit zu bekämpfen."

„Nun ja, für Euch, mein strenger Freund; aber ich bin ein geborner Diplomat."

„Gestattet mir jetzt, Euch zu verlassen", sagte Laruelle. „Ich stehe auf heißen Kohlen, meinem Sohne die erfreuliche Nachricht zu bringen."

„Unter der einzigen Bedingung, Bürgermeister, daß Ihr versprecht, heute mit Frau Laruelle und mit Daniel den Abend hier zuzubringen."

„Ich nehme sie mit aufrichtiger Dankbarkeit und inniger Freude an. Lebt wohl, Herr van Warfuzée, bis diesen Abend."

Der Bürgermeister wandte sich, nach einem warmen Händedrucke, der Thüre zu.

Warfuzée gab ihm das Geleite bis zum Thore, sah ihm einige Zeit nach und kehrte, mit einem sonderbaren, nicht zu bezeichnenden Ausdrucke auf dem Gesichte: etwa wie Haß oder ein Lächeln triumphirenden Spottes, in den Gang zurück.

X.

Frau Laruelle und ihr Sohn Daniel standen in dem großen Saale ihrer Wohnung und warteten auf Arbeiter, die von draußen neue Möbeln bringen sollten.

Es waren Sessel, Lehnstühle und Ruhebänke von geschnitztem Nußbaumholze, die mit grünem Uetrechter Sammet überzogen waren; ferner ein großer Tisch von sehr schöner Form und überall mit kunstreichem Schnitzwerk verziert.

Daniel besah das prächtige Hausgeräth mit stillem, vergnügten Lächeln; er war jedoch so ruhig und antwortete so wenig auf die frohen Ausrufe seiner Mutter, daß diese nicht daran zweifelte, sein Geist müsse durch trübe Gedanken verdüstert sein.

Sie beeilte sich daher, die Handwerker weggehen zu lassen, sobald die Sessel in den Saal gebracht waren, und fragte dann ihren Sohn:

„Aber Daniel, gefällt Euch dieses prächtige Hausgeräth nicht? Euer Vater selbst hat die Zeichnung dazu angegeben; etwas kostbareres war nicht zu finden."

„O, es gefällt mir außerordentlich, Mutter", antwortete Daniel, auch bin ich gewiß, daß gleichfalls Klara großes Wohlgefallen daran finden wird. Fürwahr, Ihr seid zu gut und thut zu viel. Wir wollten ohne Aufwand leben und Ihr richtet unsere Wohnung ein, als ob wir Fürstenkinder wären. Sind diese Standuhr und die Armleuchter dort

auf dem Kamine nicht zu groß, zu reich und zu schön, um die Wohnung eines Bürgers zu zieren?"

„Dies ist eine Frage, die wir noch unentschieden lassen wollen", sagte sie lächelnd. „Es hat sich Niemand darum zu kümmern, wenn Ihr und Klara nur zufrieden seid. Ha, laßt mich nur gewähren; ich werde schon machen, daß Klara nichts von dem vermißt, was sie in dem Hause ihres Vaters gesehen oder genossen hat . . . Ich meinte zu bemerken, daß Ihr schwermüthig wäret. Sind es noch immer dieselben Grübeleien, die Euch beunruhigen?"

„Ja, Mutter, noch immer; aber achtet nicht darauf. Ihr wißt es, ich habe einen sehr unruhigen Geist. Diese Nacht wurde mein Schlaf wieder durch kummervolle Träume gestört. Ist nicht wohl einigermaßen Grund dazu vorhanden? Bereits ist ein ganzer Monat verflossen und noch kein entscheidender Beschluß! Der Bruder des Herrn Grafen antwortet selbst nicht einmal auf die ihm gesandten Briefe! Wenn mir das versprochene Glück nur nicht entgeht!"

„Geht, geht, Daniel; Ihr plagt Euch selbst. Des Grafen Bruder ist in Deutschland, man weiß nicht, in welchem Theile. Er konnte also die Briefe nicht bekommen, aber er kehrt bald zurück. Sagt Euch der Graf überdies nicht, daß er diese Zustimmung nur nachgesucht, um den Anforderungen der Sitte Genüge zu thun? Nichts kann Eure eheliche Verbindung mehr verhindern, mein Sohn. Die ganze Stadt weiß davon. Wir sowohl wie er, sind zu weit gegangen, um an ein Zurücktreten zu denken."

„Ja, aber Mutter, es dauert so lange!" seufzte der Jüngling.

„Lange? Eine Heirath, Daniel, ist keine Sache von einigen Wochen; sondern von Monaten. Ueberdies haben wir erst seit gestern für Euch eine Wohnung gefunden und diese wird erst in zwei Monaten leer werden. Wäre auch Alles entschieden und fertig, Ihr würdet dennoch verpflichtet sein, Eure Verbindung bis dahin zu verschieben. Ihr seht also wohl, daß die Sache sich aufs günstigste gestaltet und Ihr bei dem Warten nichts verliert."

„In der That, Mutter", antwortete er, „meine Besorgniß ist ungegründet. Was kann ich indessen daran thun?

Ich bin über mein Glück so erstaunt, daß ich durchaus nicht daran glauben kann; aber es ist eine Folge meiner unruhigen Phantasie. Ihr habt Recht; ich bin Euch für Eure aufmunternden Worte dankbar. Sprechen wir nicht mehr davon. Kennt Ihr das Haus des Herrn Thovemal? Ist es schön?"

„Bereits zehnmal seit gestern Abend wiederholt Ihr mir dieselbe Frage!" lachte sie. „Wartet bis der Graf mit seinem Wagen kommt; wir wollen es alle zusammen besichtigen. Es ist bis dahin höchstens noch ein halbes Stündchen. Ihr werdet überdies nur so lange dort wohnen, bis der Friede geschlossen ist und man in Sicherheit außerhalb der Stadt seinen Aufenthalt nehmen kann. Ob es schön ist, fragt Ihr? Es liegt ja auf dem St. Martinsberge, nicht weit von dem Hause des Barons von Saizan. Es hat einen Garten, von wo man die Aussicht über die ganze Stadt und den Cornillonsberg hat. Was könnt Ihr mehr verlangen? Ich bin selbst nicht gewiß, ob Ihr, wenn Ihr einmal dort wohnt, noch Willens seid, es zu verlassen."

„Gäbe jetzt des Grafen Bruder nur schnell seine Einwilligung!" murmelte Daniel bei sich selbst.

„Hartnäckiger Träumer!" rief sie scherzend, „die Zustimmung ist nicht nöthig, Ihr wißt es wohl; aber Ihr seid ungeduldig und möchtet schon morgen getraut werden, nicht wahr?"

„Ach, da höre ich einen Wagen vor der Thür stillhalten!" rief der Jüngling mit vor Freude strahlenden Augen. „Der Graf wahrscheinlich!"

„Ja, und Klara. Kommt, gehen wir ihnen entgegen."

Aber bevor sie die Thür erreichten, wurde diese geöffnet und der Graf van Warfuzée trat mit seinen vier Töchtern in den Saal. Nachdem man sich begrüßt, sagte Frau Laruelle:

„Wohlan, meine Fräulein, Ihr, die Ihr am Hofe gelebt habt, und daran gewöhnt seid, prächtige Sachen zu sehen, findet Ihr dieses Hausgeräth nicht vortrefflich? Ich lege großen Werth auf Euer Urtheil, aber ich bin Eures Beifalls wohl sicher."

Man machte einige Schritte durch den Saal. Klara fand Alles zu kostbar und zu schön; sie war gleichwohl sehr erfreut und dankte Frau Laruelle und ihrem Verlobten mit freundlichen Worten. Auch ihre Schwestern, mit Ausnahme der ältesten, fanden Alles schön und vortrefflich.

Elisabeth jedoch kniff die Lippen zusammen und zog die Schultern in die Höhe.

„Fehlt etwas daran, mein Fräulein?“ fragte Daniels Mutter. „Saget es mir; es wird uns vielleicht noch möglich sein, Euren guten Rath zu befolgen.“

„Nun ja, Madame“, antwortete Elisabeth, „das braune Nußholz, ohne alle Vergoldung, der dunkelgrüne Sammet; es scheint mir zu bürgerlich . . .“

Ein strenger Blick des Grafen traf ihre Augen.

„Ach, wo sind doch meine Gedanken!“ rief sie. „Da bilde ich mir ein, daß ich noch am Hofe bin. Gewiß, gewiß, das Hausgeräth ist mehr als schön und was Zeichnung und Form betrifft, die sind unverbesserlich. Ueberdies werden diese prächtige Uhr, die Armleuchter, die Spiegel und Gemälde hinreichen, um die Vorstellung von Reichthum und Pracht zu wecken.“

Unterdessen war Daniel damit beschäftigt, Klara eine poetische Beschreibung von dem Hause auf dem St. Johannesberge zu entwerfen. Er legte vor allem auf den glücklichen Umstand viel Gewicht, daß es einen am Hügel sich hinziehenden Garten, gerade wie das des Barons von Saizan, hätte, wo er einmal so vertraulich mit ihr über ihre Jugendzeit und über die Schönheiten der Natur gesprochen.

Klara wandte sich zu ihren Schwestern und sagte mit lauter Stimme:

„Alle diese kostbaren, hübschen Sachen verdienen gewiß wohl, daß man sie bewundert, aber wir sind hierher gekommen, um das Haus auf dem St. Martinsberge zu besichtigen. Daß ich sehr ungeduldig bin, kann Niemand befremden. Wenn Frau Laruelle bereit ist, möchte ich sie bitten, mir zu willfahren . . .“

„Ist der Bürgermeister zu Hause?“ fragte der Graf.

„Nein, er ist in der Rathhaussitzung“, wurde ihm geantwortet.

„Wohlan, Madame“, sagte er, „ich laß den Wagen zu Eurer Verfügung. Was mich betrifft, so habe ich eine eilige Angelegenheit zu besorgen und verlasse Euch mit dem Wunsche, daß Ihr bei der Besichtigung der zukünftigen Wohnung unserer Verlobten Vergnügen finden werdet .... Bleibt, bleibt, Madame; keine Umstände.“

Aber trotz der Aufforderung, folgte ihm Daniels Mutter bis in den Gang und fragte:

„Herr Graf, verzeiht mir meine Unbescheidenheit: ist noch keine Antwort von Eurem Bruder gekommen?“

„Er ist noch nicht aus Deutschland zurückgekehrt, Madame“, antwortete er.

„Die jungen Leute werden ungeduldig und durch das lange Warten verstimmt. Wäre es möglich, diesen zweifelhaften Zustand zu verkürzen, ich würde Euch dafür sehr dankbar sein. Ihr wißt es ja, nicht wahr, eine Mutter freut sich und leidet mit ihren Kindern!“

„Aber meine liebe Madame Laruelle“, rief er lachend, „worüber seid Ihr denn bekümmert! Ich verlange nur, daß mein Bruder zum wenigsten Kenntniß von der Verbindung habe, ehe sie geschlossen wird. Daß er seine Zustimmung geben wird, davon bin ich überzeugt, aber wäre dem auch nicht so, es würde an der Sache nichts ändern. Es ist eine Verzögerung, die an und für sich schon schicklich ist. Ehen werden so schnell nicht geschlossen. Der Tag wird früh genug kommen. Mögen die jungen Leute und auch Ihr, Madame, nur ruhig darauf schlafen. Die Verbindung ist beschlossen und wird zu Stande kommen. Denkt nicht weiter daran und bleibet guten Muthes. Bis morgen, Madame; ich werde wahrscheinlich den Herrn Bürgermeister besuchen.“

Vor die Thür gekommen, gab er dem Kutscher einige Befehle und winkte seinem Diener Gobert, der neben dem Wagen stand. In Begleitung desselben begab er sich nach dem Thore von Avroy und wanderte eine Zeitlang längs des Kais neben der Maas, in der Richtung nach Val-Benoit.

Sobald er den Augen der Fußgänger entrückt war, blieb er stehen, damit sein Diener ihm zur Seite wäre und fragte ihn, während er wieder vorwärts schritt:

„Gobert, hast Du einen guten Dolch mitgebracht, wie ich es Dir gesagt habe?"

„Ja, Herr", war die Antwort; „aber diese Vorsicht macht mich unruhig. Wir gehen doch gewiß nicht, um zu fechten?"

„Nein, es ist eine Sicherheitsmaßregel. Ach, mein guter Gobert, Du weißt es vielleicht nicht; aber mich bedrohen große Gefahren. Es sind Plane geschmiedet, mir das Leben zu nehmen. Ein Freund aus Brüssel kommt lediglich in der Absicht nach Lüttich, um mir darüber völlige Klarheit zu verschaffen; wir gehen ihm entgegen."

„Nach Val-Benoit?"

„Nein, wir werden über die Maas setzen und in den St. Laureisbusch gehen. Mein Freund kommt mit dem Boote von Namen. Er wird sich in Quinquempoix ans Land setzen lassen. Was Dich betrifft, kümmere Dich um nichts; folge uns in kurzer Entfernung und wache über mich. Wenn ich um Hülfe rufe, eile herbei und halte Dich zu meiner Vertheidigung bereit."

„Ich begreife das nicht recht", versetzte der Diener. „Ein Freund unternimmt eine Reise von Brüssel nach Lüttich, um Euch einen wichtigen Dienst zu leisten und Ihr fürchtet, daß er es auf Euer Leben abgesehen haben könnte?"

„Ach, die Welt ist so verdorben und so falsch, daß man fast seinem eigenen Bruder nicht mehr trauen kann!" seufzte Warfuzée. „Umringt von Gefahren, welche meine besten Freunde mir bereiten, blicke ich mit Unruhe nach allen Seiten und wundere mich sogar darüber, daß ich noch einen so festen Glauben an Deine aufrichtige Anhänglichkeit bewahrt habe, Gobert."

„Mein Herr! mein ganzes Leben dient zum Beweise!" rief der Diener. „In Freud und Leid, in Glück und Unglück, in Recht und selbst Unrecht, habe ich Euch mit Treue gedient."

„Es ist wahr. Und ich habe Dich freigebig und reichlich belohnt."

„Das ist gleichfalls wahr, mein Herr. Und ich werde fortfahren Euch mit derselben Anhänglichkeit zu dienen, bis Ihr die Schwierigkeiten Eurer Lage überwunden habt."

„Ich weiß es, Gobert. Sei ruhig, das Schicksal wird Dir bald die Gelegenheit verschaffen, mir neue und vorzügliche Beweise Deiner Treue zu geben . . . Laß uns jetzt ein wenig rascher vorwärts schreiten. Das Boot könnte an uns vorbei segeln, die Stunde seiner Ankunft naht und seine Fahrt ist nicht ganz regelmäßig.“

Sie kamen bei dem Ueberfahrtsorte, unterhalb Val-Benoit an und stiegen in die Fähre. Kaum waren sie am andern Ufer, als bereits das Schiff in der Ferne sichtbar wurde und man dem Fährmann Zeichen gab, einen Reisenden abzuholen, der übergesetzt werden wollte.

Warfuzée und sein Diener blieben stehen und schauten nach der Fähre. Sie sahen sie bald zurückkehren. Es befand sich nur eine einzelne Person darin. Diese war sehr einfach und bürgerlich gekleidet; sie trug einen schwarzen Mantel und einen Hut mit einer dunklen, kaum bemerkbaren Feder.

Warfuzée und diese Person erkannten einander sehr wohl, ließen dieses jedoch durch keine Geberde merken. Als das Boot noch einige Schritte vom Ufer entfernt war, näherte sich Gobert seinem Herrn und flüsterte ihm ins Ohr:

„Es ist Herr von Vries! Jetzt begreife ich Eure Furcht. In der That, solche Freunde verdienen kein . . .“

„Schweig, Gobert“, brummte der Graf, „stelle Dich, als ob Du ihn nicht kennteſt und thue, was ich Dir gesagt habe.“

Bei diesen Worten drehte er sich um und verfolgte langsam den Weg, der sich von dem Schlosse Quinquempoix, neben der Maas, nach dem Dorfe Ongrée hinzieht.

Inzwischen war das Boot gelandet und hatte den Reisenden mit dem schwarzen Mantel ausgesetzt. Dieser schlug einige Minuten denselben Weg wie der Graf ein, anscheinend gleichgültig und ohne die Personen zu beachten, die vor ihm gingen.

Warfuzée hieß seinen Diener stehen bleiben, kehrte eine Strecke auf demselben Wege zurück und sagte zu von Vries:

„Hier ist nichts mehr zu befürchten; wir sind ganz allein. Folget mir, ich werde Euch in den Busch führen. Wir

werden in Sicherheit, ohne jede Gefahr, dort von Irgend einem überrascht zu werden, plaudern können."

„Aber der Mann dort! Wer ist er?" murmelte von Vries.

„Es ist mein Kammerdiener Gobert. Ihr müßt ihn zu Brüssel gekannt haben."

„Gewiß; aber dürft Ihr wohl also Eure wichtigsten Geheimnisse den Dienern anvertrauen?"

„Gobert ist seit fünfzehn Jahren bei mir; er ist zuverlässig und würde sich eher tödten lassen, als etwas thun, das mir schaden könnte. Ueberhaupt ist er nur hier, um über unsere Sicherheit zu wachen und wird kein Wort von unserer Unterhaltung hören."

Sie gingen an dem Diener vorbei, der ihnen in einiger Entfernung folgte und begaben sich feldeinwärts nach dem Laureisbusche, der ein wenig weiter viele sanft ansteigende Hügel mit dichten und dunklen Bäumen bedeckte.

In dem Augenblicke, als sie zum ersten Gehölze gekommen, sagte Warfuzée:

„Ich danke Euch von Herzen, mein werther von Vries, daß Ihr auf mein Ersuchen eine so weite Reise unternommen habt und mir ganz vertraut, selbst ohne Degen."

„Für den Dienst meines Königs bin ich zu Allem bereit, Ihr wißt es wohl", war die Antwort. „Ueberdies, Graf, ist ein guter Dolch eben so viel werth wie ein Degen; und wer mir etwas zu Leide thun wollte, würde bald sehen, daß er zu meinen Füßen läge, ehe er mich treffen könnte."

„Ich sagte es nur aus Spaß", bemerkte Warfuzée. „Hier ist nicht die mindeste Gefahr, oder es müßte ein Haufen spanischer Plünderer oder eine Bande herumschweifender Verbannten kommen. Von so etwas hat man indessen seit lange nichts mehr gehört, wenigstens nicht so nahe bei der Stadt."

Von Vries blieb stehen und sprach mit vollem Ernste:

„Ehe ich einwillige weiter zu gehen, frage ich Euch, ob Ihr für mein Leben mit Eurem Kopfe bürgt?"

„Ganz gewiß, ohne allen Zweifel. Warum fragt Ihr dieses mit solchem Nachdruck?"

„Es geschieht, um Euch zu sagen, daß man drüben gegen jeden Verrath im voraus Maßregeln ergriffen hat. Bin ich übermorgen nicht nach Brüssel zurückgekehrt oder habe ich die Ursache meiner Abwesenheit nicht mitgetheilt, so werdet Ihr kaum acht Tage mehr leben. Der Dolch, der Euch in diesem Falle treffen wird, ist bereits geschliffen."

Ein Zittern vor Schreck und Entrüstung ergriff den Grafen. Er sagte mit Bitterkeit:

„So also belohnt man mein Vertrauen? Setzt Ihr keinen Glauben in meine Aufrichtigkeit?"

„Ich? vollen Glauben, Ihr sehet es wohl, mein guter Freund; aber der Präsident hat es so gewollt."

„Mich tödten", spottete der Graf. „Wer würde mich tödten? Es gibt in Lüttich keinen einzigen Menschen, der ein Haar meines Kopfes anrühren würde."

„Ja, aber wir haben in dem Hauptquartiere des Generals von Weert Männer, die fast täglich in Lüttich verkehren und den günstigen Augenblick wohl zu wählen wissen würden. Einer, vor allen, ein listiger, unerschrockener Kerl, dessen Ihr Euch wohl erinnern würdet, wenn ich ihn nennte . . ."

„Gilles von Pas?" fragte Warfuzée mit einem mitleidigen Blicke.

„Gilles von Pas? Den Namen habe ich nie aussprechen hören."

„Grandmont dann?"

„Ihr wißt, daß Grandmont zuweilen nach Lüttich kommt."

„Ja, ja, mein lieber von Vries, es ist Grandmont, der mich tödten soll!"

„Er nicht, Herr Graf; aber er würde gleichwohl den Schlag berechnen und sichern."

„O, Ihr irrt Euch! Grandmont ist mein bester Freund."

„Euer Freund?"

„Ja, und ich gebrauche ihn nicht selten zu beschwerlichen Missionen; wohl verstanden im Interesse des Königs."

„Wie ist das möglich? Er ist vor vierzehn Tagen noch in Brüssel gewesen und hat lange mit mir über die Verhältnisse Lüttichs und die Eurigen gesprochen. Daß er mit Euch in Verbindung steht, hat er jedoch nicht merken lassen."

„Und zwar, weil es schwebende, unentschiedene Sachen sind, die man Euch nur mittheilen muß, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht ist. Jetzt jedoch sind Vorfälle vorhanden, deren äußerste Wichtigkeit mich zwingt, Euch Alles zu offenbaren und Eure Hülfe anzurufen. Noch einige Schritte weiter und wir werden einen guten Platz finden... Habt Ihr die erbetenen Geldmittel mitgebracht?"

„Ja, aber ich habe den Auftrag, sie Euch erst dann einzuhändigen, wenn ich Eure Geheimnisse gehört."

„Es sei so, ich bin damit ganz zufrieden. Hinter jenem dichten Gehölze liegt eine Kapelle, um die ringsherum Bänke stehen; dort werden wir gemächlich mit einander sprechen können."

Er trat einige Schritte nach seinem Diener zurück und befahl ihm, rund um die Kapelle zu gehen und nach allen Seiten zu spähen, ob nicht ein unverhoffter Wanderer sie stören könnte. Zeige sich Jemand, so müsse er es von weitem seinem Herrn zu wissen thun.

Einige Augenblicke darauf saß der Graf neben seinem Gefährten zur Seite der Kapelle, auf einer steinernen Bank.

„Wohlan", sagte von Vries, „offenbart mir jetzt das schreckliche Geheimniß. Die dunklen Worte Eures Briefes haben uns alle zu Brüssel mit Angst erfüllt. Ihr schreibt mir, wenn ich mich weigerte, zu kommen, würde die Stadt und das Fürstenthum für den König und den Fürstbischof Ferdinand unwiederruflich verloren gehen."

„Zuerst müßt Ihr mir versprechen, mein guter Freund von Vries, daß Niemand außer Euch, dem Präsidenten und dem Marquis, von dem Geheimnisse irgendwie Kenntniß erlangt. Geschähe dieses und verlautete etwas davon, so würde ich nutzlos das Leben für meinen König dabei verlieren. Wenn wir vorsichtig sind, werden wir überdies unter uns beide die Früchte eines so unschätzbaren Dienstes theilen können und ich bin der Ueberzeugung, daß es Euch in der Achtung und Gunst des Königs ungemein heben wird . . . . So erfahret denn die arge Angelegenheit; arg und fatal, wenn ich nicht da wäre, um Unrecht und Verfolgung durch unerschütterliche Treue und endlose Aufopferung zu vergelten. Ihr wißt es, Herr von Vries, wie ich

als Flüchtling, um dem Schaffote, das meine Feinde schon aufgerichtet hatten, zu entgehen, in Lüttich angekommen bin. Laruelle hat mich mit offenen Armen empfangen, mich beschützt und mit Geldmitteln unterstützt. Ich sah mich natürlich gezwungen, seine Ansichten zu billigen und Anhänglichkeit an die Partei Frankreichs zu heucheln. Ich habe selbst lange Zeit Lust gefühlt, ganz französisch gesinnt zu werden; und vielleicht würde ich es wirklich geworden sein, wenn die Intriguen und der Verrath, welche ich entdeckte, nicht die Liebe zu meinem Könige aufs Neue und kräftiger noch entflammt hätten. Von da an stellte ich mich, als wäre ich der Sache Frankreichs zugethaner als die andern. Hierdurch gewann ich ihr ganzes Vertrauen und sie weihten mich, als einen thatkräftigen Mitverschworenen, in ihre geheimsten Unternehmungen ein. So lange es nur bei Worten oder Sachen ohne Bedeutung blieb, sah ich Alles geduldig an; aber, da man auf so schnöde Weise jetzt meinen König verrathen will, hat meine Entrüstung ihren Gipfel erreicht und ich habe beschlossen, nicht allein ihren gehässigen Plan zu vereiteln, sondern sie zugleich für ihre feige Betrügerei zu bestrafen, daß man fortan nichts derartiges mehr von ihnen zu befürchten habe."

„Aber, um des Himmels willen, Herr Graf, Ihr macht mich bestürzt", unterbrach von Vries seine Worte, „sagt mir, welch große Gefahr uns in Lüttich bedroht."

„Welch große Gefahr? Der Bürgermeister Laruelle, der Resident von Mouzon, der Baron von Saizan und einige der vornehmsten Grignoux haben sich in eine geheime Verschwörung eingelassen, um das Fürstenthum und die Stadt Lüttich dem französischen Könige nicht für eine bestimmte Zeit, sondern als wirkliches Besitzthum der Krone Frankreichs, zu überliefern. Lüttich wird dem Scheine nach eine unabhängige Republik unter dem Schutze des französischen Königs verbleiben und eine französische Besatzung aufnehmen. Begreift Ihr? Man wird erklären, daß der Kaiser und der Fürstbischof aller Autorität und jedes Rechtes verlustig sind; ein großes französisches Heer soll in das Fürstenthum einrücken, um dieser Erklärung Geltung zu verschaffen. Ein so kleines Land kann unter dem Schutze eines mächti-

gen Staates seine Unabhängigkeit nicht dauernd behalten; es wird allmälig verspeist oder auf einmal verschlungen. Ich hatte daher wohl Recht, wenn ich sagte, daß der Fürstbischof, der König und der Kaiser im Begriffe ständen, zum Vortheile Frankreichs, eine ihrer schönsten Besitzungen unwiederbringlich zu verlieren."

„Der Bürgermeister Laruelle?" rief von Vries erstaunt aus. „Unmöglich! Er neigt freilich nicht zu Spanien hin; aber wir wissen zu Brüssel, daß er der Neutralität des Fürstenthums mit aller Kraft Geltung zu verschaffen sich bestreben wird."

„Irrthum; es ist nichts als Heuchelei und Falschheit", sagte Warfuzée. „Laruelle ist das Haupt und die Seele der Verschwörung."

„Seid Ihr dessen auch gewiß, Herr Graf?"

„Wie, ich sollte das nicht wissen, bin ich doch einer der Mitverschworenen; überdies theilt mir der Bürgermeister seine geheimsten Gedanken mit. Die Belohnung ist für Jeden bereits festgesetzt und durch den König versprochen. Laruelle wird mit dem Titel Baron in den Adelstand erhoben, von Mouzon wird Gesandter; von Saizan Statthalter eines Herzogthums."

Von Vries schüttelte seufzend das Haupt.

„Arge Dinge!" murmelte er. „Wird noch Zeit genug sein, um diesen fatalen Schlag abzuwenden?"

„Ueberlaßt das mir; ich will meinem Könige einen so großen, so glänzenden Dienst erweisen, daß er das Urtheil vernichten wird, dessen unschuldiges Opfer ich bin und mir die Gnaden bewilligen, welche man nur den bewährtesten und treuesten Unterthanen verleiht. Ich werde nicht allein verhindern, daß Frankreich sich eines solchen diplomatischen Sieges zu freuen habe, ich will dieses Uebel hier zu Lüttich mit der Wurzel ausreißen, den Fürstbischof triumphirend in sein Fürstenthum zurückführen und die ganze Bevölkerung soll sich für Spanien und gegen Frankreich erklären."

„Aber dies würde ein Wunderwerk sein, mein guter Warfuzée. So viel vermag ein Mensch nicht!"

„Dies Wunderwerk werde ich verrichten."

„Wäre hier ein anderer Bürgermeister als Laruelle", murmelte von Vries zweifelnd, „so würde ich leichter an Eure Prophezeiung glauben; aber er kann mit einem Zeichen seines Fingers das Volk leiten wie er will. Wie wollt Ihr diesen beseitigen?"

„Darin besteht mein Geheimniß, wenigstens das einzige Geheimniß, welches ich für mich behalten will. Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch zu Brüssel den Bürgermeister, von Mouzon, von Saizan und noch andere in Fesseln überlieferte?"

„Wie sollte das möglich sein!" rief von Vries aus.

„Ich setze dafür mein Leben zum Unterpfande", antwortete der Graf mit einem gewissen Stolze.

„Aber das Volk Lüttichs?"

„Das ganze Volk gehört nicht zur Partei des Bürgermeisters. Ich stehe mit den vornehmsten Chiroux in Verbindung und werde mein Spiel so gut spielen, daß es nicht mißlingen kann. Den Einfluß des Bürgermeisters werden wir nicht zu fürchten haben, weil er in meiner Gewalt sein und mit Niemand sprechen wird. Nöthigenfalls kann ich in seinem Namen dem Volke, meinem Plane gemäß, Befehle geben."

„Aber, wo sind die Mittel, die Mittel dazu?" fragte von Vries. „Denn Ihr allein, Herr Graf, könnt doch nicht der Urheber und Vollstrecker dieses Planes sein?"

„Gerade, um die Mittel zu erhalten, mein werther von Vries, habe ich Euch nach Lüttich gerufen. Seht, was ich unumgänglich nothwendig habe, um zum Ziele zu kommen. Der deutsche Kaiser muß mir eine schriftliche Vollmacht ausstellen, um in seinem Namen und für seinen Dienst, hier in Lüttich thun und befehlen zu können, was ich für ersprießlich erachten werde. Dieses Schriftstück habe ich nothwendig, um die Chiroux ganz zu meiner Verfügung zu haben und einige Unterstützung vom General Jan von Weert verlangen zu können, ohne daß er das Recht habe, sie zu verweigern oder zu untersuchen, wozu sie dienen solle."

„Wollt Ihr denn die Soldaten an den Grenzen nach Lüttich rufen? Es sind ihrer daselbst augenblicklich nicht viel?"

„Nein, nein; ich weiß noch nicht ganz bestimmt, ob ich mal eines einzigen Soldaten bedarf; auf alle Fälle würde die Unterstützung, verlangte ich solche von dieser Seite, nur in einigen auserlesenen Männern bestehen, die ich zur Ausführung eines gewissen Geheimnisses gebrauchen möchte. Haltet Ihr Euren Einfluß groß genug, um mir diese Vollmacht zu besorgen?"

„Ich zweifele nicht daran, Herr Graf; um eine solche Gefahr abzuwenden, wird man sich in Brüssel sicher zu Allem bereit zeigen. Aber verlangt Ihr, daß Euch diese Vollmacht durch den Kaiser verliehen werde?"

„Durch den Kaiser selbst."

„Dies erfordert einige Wochen. Könnt Ihr so lange warten?"

„Ja, aber nicht all zu lange. Ich weiß, daß der König von Frankreich Nachricht gesandt hat, daß er vor der ersten Hälfte des Monats Mai nicht gerüstet sein kann. Wir sind jetzt im Anfange des Monats März. Also höchstens noch zwei Monate. Eile ist nothwendig, denn, bevor ich im Besitze dieser Vollmacht bin, will ich nichts Entscheidendes unternehmen."

„Es ist gut", sagte von Vries. „Sobald ich in Brüssel bin, werde ich den Präsidenten und den Marquis von Allem in Kenntniß setzen; und, mit ihrer Bewilligung, den andern Tag nach Bonn aufbrechen, um den Fürstbischof zu sprechen."

Warfuzée sah seinem Gefährten gespannt in die Augen und fragte:

„Sagt mir nun, die Hand auf's Herz, mein Freund, welche Belohnung darf ich, wenn ich dies Alles, wie ich es Euch auseinandergesetzt habe, ausführe, von unserm gnädigen Könige erwarten?"

„Zuvörderst die Wiederaufnahme Eures Prozesses, die Erklärung Eurer Unschuld und die Zurückgabe aller Eurer Güter."

„Wird man mich nicht wieder hinters Licht führen?"

Von Vries zog eine Brieftasche aus seinem Rocke, nahm ein Papier heraus, das er entfaltete und van Warfuzée in die Hand gab.

„Da leset“, sagte er, „dies ist ein Schreiben des Marquis von Aytona, worin er sich verbindlich macht, Euch die versprochene Belohnung zu bewilligen. Ich sollte es Euch erst zeigen, wenn ich Eure Mittheilung empfangen hätte.“

Ein zufriedenes Lächeln erheiterte des Grafen Gesicht, während er den Brief dem Herrn von Vries zurückgab.

„Ha, das ist gut und gerecht!“ rief er aus. „Man wird mir den Schaden vergüten, den ich erlitten und mich in meine Würden am Hofe wieder einsetzen. Ich verdiene es wohl; denn was ich zu versuchen im Begriffe stehe, muß vollständig gelingen oder ich verliere unfehlbar das Leben. Habt Ihr mir Geld mitgebracht, Herr von Vries?“

„Ja, es sind Zahlungsbefehle an den Bankier Isaak Abrahams.“

„Isaak Abrahams? Aber ist der Mann wohl treu und zuverlässig? Der französische Resident weiß, daß Ihr fünf tausend Gulden nach Lüttich gesandt habt.“

„Ja, das ist wohl möglich; aber unsere Vorsichtsmaßregeln sind für die Zukunft genommen. Es war bei der Kasse ein untreuer Beamte angestellt. Er ist abgesetzt und sitzt im Gefängnisse. Der Resident weiß jedoch nicht, für wen das Geld bestimmt war. Mißtraut Abrahams nicht, er ist ein erprobter Mann.“

Bei diesen Worten überreichte er dem Grafen einige Papiere, der sie einzeln überlas, in seine Tasche verbarg und, während er aufstand, sagte:

„Also ist für jetzt das Ziel unserer Zusammenkunft erreicht. Laßt uns nun durch den Busch spazieren und ein wenig als alte Freunde plaudern.“

„Ich muß um Entschuldigung bitten“, bemerkte von Vries. „Alles drängt mich, Euch sogleich Lebewohl zu sagen. Was Ihr mir mitgetheilt habt, ist so wichtig, daß ich diesen Abend unbedingt noch in Brüssel sein will. Deshalb muß ich mich beeilen.“

Sie schritten beide in der Richtung weiter, die sie von dem Hügel nach der Maas führen mußte.

„Wartet Ihr nicht auf die Rückkehr des Bootes nach Namen?“ fragte Warfuzée.

„Nein“, war die Antwort, „ich gehe graden Weges nach der Propstei von St. Gilles. Ich habe dort einen guten Freund, der mir einen Wagen besorgen wird, um auf der Hauptstraße Brüssel erreichen zu können.“

Sie sprachen noch über das Eine oder Andere, welches sich auf die Plane Warfuzées bezog und von der Belohnung, die er zu erwarten hatte.

Als sie sich dem Boote näherten, sagte der Graf, während er mit vieler Wärme die Hand seines Genossen drückte:

„Nehmt hier mein Lebewohl entgegen; denn von jetzt an muß ich mich stellen, als kännte ich Euch nicht. Würde ein einziges unserer Worte verrathen, nicht allein das Gelingen meines Unternehmens, sondern zugleich meine eigene Sicherheit wäre gefährdet. Ihr könnt nicht glauben, wie mißtrauisch die Lütticher sind und wie sie Alles mit Argwohn belauschen.“

„Wohlan, Graf, seid versichert, daß ich, wie gesagt, keine Mühe sparen werde, um dazu beizutragen, daß alle Eure Wünsche in Erfüllung gehen. Ich drücke Euch die Hand und sage Euch Lebewohl.“

Von diesem Augenblicke an gingen sie ein paar Schritte von einander entfernt und traten einer nach dem andern in das Boot, ebenso der Diener Gobert, ohne durch ein Wort oder eine Geberde zu verrathen, daß sie einander kannten.

Als sie am andern Ufer angelangt waren, tauschten der Graf und von Vries zum Gruße einen Blick mit einander. Der Erste schritt, von seinem Diener begleitet, längs des Ufers der Maas; der Andere schlug auf einem Landwege die Richtung nach den Hügeln ein, die sich zur linken Hand erhoben und weiter bis zur Anhöhe von St. Gilles emporstiegen.

XI.

Herr Xhovemal, der Eigenthümer des Hauses, worin Daniel nach seiner Hochzeit wohnen sollte, hatte vor, Lüttich zu verlassen, um seinen bleibenden Aufenthalt in Brüssel zu nehmen. Er war seit gestern nach der Hauptstadt der spanischen Niederlande abgereist, um dort eine angenehme Wohnung zu suchen. Vor der Hand hatte er seine Möbeln in gewisse Theile seines Hauses setzen lassen und die übrigen Räume, namentlich den Nebensaal und drei obere Zimmer zur Verfügung des Bürgermeisters gestellt, damit er diese Gemächer nach Belieben aufschmücken und in Stand setzen lassen könnte.

Zu dieser Gefälligkeit war Herr Xhovemal durch die merkliche und stets wachsende Ungeduld der Frau Laruelle und ihres Sohnes bewogen, die ihm nicht verhehlten, wie eifrig sie wünschten, den Anfang mit den Veränderungen und Verbesserungen zu machen, welche sie an dem Hause vorzunehmen Willens wären.

Groß war die Freude Daniels, als er diese angenehme Nachricht vernahm. Auf sein Drängen willigten seine Eltern ein, nach dem Mittagsmahle mit ihm nach dem neuen Hause zu gehen und dort reiflich zu überlegen und festzusetzen, wie man die verschiedenen Säle und Zimmer einrichten und ausschmücken wolle.

Nachdem sie so auf dem St. Martinsberge ein paar Stunden in vergnügtem Gespräche und heiteren Wortgefech-

ten verlebt, die Säle ausgemessen, die Plätze für Tische und Stühle bestimmt, die Farbe der Tapeten und Vorhänge ausgewählt hatten, verließen sie endlich das Haus und stiegen von der Anhöhe nach der unteren Stadt, in der Richtung der Inselbrücke, hinunter.

Unterwegs fuhren sie unausgesetzt in der wichtigen Berathung fort. Daniel, der Nichts, als seine Klara vor Augen hatte, war der Ansicht, daß Alles hellfarbig sein müßte, weiß oder rosenroth; seine Mutter war sehr für helles Grün oder Blau, während der Bürgermeister viel Gewicht auf Dauerhaftigkeit legte und deshalb dunklen und tiefen Farben den Vorzug gab, die länger dem Einflusse der Zeit und des Sonnenlichtes Widerstand leisteten.

Während Frau Laruelle zwischen ihrem Gemahle und Sohne hinschritt, wurde ihre Ansicht von der entgegengesetzten Seite bestritten und sie hatte viel Mühe, sich zu vertheidigen; aber sie waren alle drei so guter und froher Laune, daß sie jeden Augenblick über ihren eigenthümlichen Zwist lachten. Einmal rief man sogar den Diener Kaspar, der hinter herkam, um ihn über die Farbe des Anstrichs zu befragen, welchen die Küche haben sollte.

Sie näherten sich dem Fuße der seichten Sauvenière, als ihre Unterhaltung durch die Ankunft eines Reiters unterbrochen wurde, der sein Pferd kaum bändigen konnte. Der Bürgermeister und seine Gesellschaft rückten an die Häuser, um sich zu schützen und hielten mit gewisser Besorgniß die Augen auf den Reiter gerichtet, der in Gefahr war, zu Boden geworfen zu werden.

Das Pferd wurde jedoch plötzlich ruhig und hatte einen regelmäßigen Schritt angenommen, als es die Stelle erreichte, wo die Familie Laruelles sich befand.

Plötzlich zog der Reiter ein Pistol unter seinem Mantel hervor, richtete es nach der Brust des Bürgermeisters . . . und, während Kaspar, der die Gefahr bemerkte, vorsprang und mit seinem Stocke auf den Arm des Mörders schlug, hallte ein donnernder Knall durch die Straße. Der Reiter drückt seinem Pferde den Sporn in die Weiche, eilt mit Blitzesschnelle davon und verschwindet gleich darauf aus dem Gesichte . . .

Daniel wollte, bleich vor Angst, nach seinem Vater hinstürzen, den er von der Kugel getroffen wähnte, aber welch' schrecklicher Schlag traf ihn, als er seine Mutter mit einem herzzerreißenden Schrei zur Erde fallen und das Blut von ihrem Kopfe über die Kleider rinnen sah!

Er warf sich neben sie auf die Kniee, legte ihren Kopf in seine Arme, benetzte ihr bleiches Gesicht mit seinen Thränen, bedeckte ihre Stirn mit ängstlichen Küssen und rief in der fürchterlichsten Verzweiflung seinem Vater, der gleichfalls weinend den Himmel um Erbarmen mit seinem armen Weibe anflehte, zu:

„O, Vater, es gibt für uns kein Glück mehr auf Erden! Meine Mutter ist todt . . . todt! Hätte die Kugel mich getroffen, aber diesen guten Engel . . . Mutter . . . Mutter!"

Durch den Knall des Pistols erschreckt, waren viele Leute aus den naheliegenden Straßen herbeigelaufen und nach wenigen Augenblicken wimmelte die Straße von Volk, welches man von dem Schlachtopfer in einiger Entfernung zu halten suchte.

Die Angst und die Thränen des Bürgermeisters, das Jammern und Schluchzen Daniels und Kaspars erfüllten die Menge nicht allein mit tiefem Mitleiden, sondern auch mit Wuth und Rachsucht. Man hörte bereits einige Stimmen laut werden, daß das Blut der Chiroux diese schändliche That hundertfältig bezahlen sollte. Viele verließen sogar in aller Eile die Straße, um die Nachricht von diesem abscheulichen Anfalle in der Stadt zu verbreiten.

Besonnere Bürger hatten unterdessen Frau Laruelle in ein nahestehendes Haus gebracht, während andere nach einem Wundarzte gelaufen waren. Auf Ansuchen des Bürgermeisters hatte man sich zugleich nach einem Wagen umgesehen.

Glücklicherweise wohnte an der Ecke der Bergstraße ein berühmter Chirurg, den man zu Hause traf. Augenblicklich war er zur Stelle.

Er fand Frau Laruelle, deren Kopf man durch viele Kissen des Bettes, worauf sie lag, gestützt hatte, ohne Besinnung und von dem Bürgermeister, der das Blut, welches

aus der Wunde floß, zu stillen suchte, von Daniel, der ihre kalte Hand an seine Lippen drückte und sie mit heißen Thränen benetzte, von Kaspar, der sich in stillem Schmerze die Haare aus dem Kopfe riß und dem Himmel die Bosheit der Menschen klagte, umgeben.

Der Wundarzt wurde bei seinem Erscheinen mit einem Hoffnungsschrei begrüßt und man entfernte sich ein wenig von dem Bette, um ihn in seinem Berufsgeschäfte nicht zu stören; aber alle hefteten mit klopfendem Herzen und vor Angst keuchend ihre Augen auf ihn, bereit sein erstes Wort als eine Wohlthat des Himmels oder als eine Verurtheilung zu ewigem Schmerze in Empfang zu nehmen.

Der Wundarzt ließ sich Leinwand und Wasser bringen, wusch die Wunde, untersuchte sie sorgfältig, verband sie mit einigen Winden, die er um Kopf und Hals anlegte und sagte dann:

„Aber Herr Bürgermeister, und Ihr mein junger Freund, seid doch nicht so verzweifelt. Der Vorfall ist sicher traurig und unerhört; aber die Folgen desselben werden, wenigstens für Frau Laruelle, nicht schlimm sein. Die Kugel traf die Seite ihres Kopfes und streifte am Schädel ab, der selbst nicht verletzt ist. Es ist, wie gesagt, für ihr Leben keine Gefahr vorhanden; der Schreck nur hat sie ohnmächtig gemacht.“

Daniel flog dem Arzte um den Hals und dankte ihm so feurig, als hätte er seine Mutter von einem sicheren Tode befreit; das Zimmer hallte von Freuderufen und Dankergießungen gegen Gott wieder, der sie doch Alle vor solch gräßlichem Unglücke behütet hätte.

Unterdessen hielt der Arzt der Ohnmächtigen ein Fläschchen vor den Mund und legte die Hand an den Puls.

„Ihr Herz beginnt fühlbar zu schlagen, sie kommt wieder zu sich“, sagte er. „Bleibt ruhig, ich bitte Euch, erschreckt sie nicht.“

In der That öffnete Frau Laruelle ein wenig darauf die Augen, blickte zweifelnd und ängstlich um sich, als wäre ihr erster Gedanke, nach Wesen zu suchen, die ihr theuer waren.

Der Bürgermeister und sein Sohn standen neben ihr und hefteten ihren Blick voll Zärtlichkeit und Freude auf sie.

„Ach“, seufzte sie mit stillem Lächeln, „ach, Laruelle, Ihr seid da! Der Herr sei gesegnet! Mein lieber Daniel, ich wäre fast vor Schreck gestorben, weil ich glaubte, daß eine Kugel Euren Vater getroffen hätte; aber es ist nicht so, ich habe mich geirrt.“

Diese Worte entlockten allen Umstehenden Thränen der Bewunderung und des Mitgefühles. Die anhängliche Gattin, die zärtliche Mutter dachte nicht an sich selbst.

Erst nach einer Weile legte sie die Hand an ihren Kopf und sah ihren Mann fragend an.

Er und Daniel setzten ihr den Vorfall auseinander und versicherten sie, unter den freundlichsten Liebkosungen, daß ihre Wunde unbedeutend sei und nach wenigen Tagen ganz geheilt sein würde.

Die gute Frau zweifelte nicht daran und zeigte Lust, aufzustehen und nach Hause zurückzukehren.

Weil der Wagen seit einigen Augenblicken vor der Thür stand, wurde ihr Wunsch erfüllt. Nachdem sie den Bewohnern des Hauses für ihre Dienstwilligkeit gedankt hatte, führte der Bürgermeister und sein Sohn die Verwundete zum Wagen. Um sie durch die Gewißheit einer baldigen Genesung zu erfreuen, verweigerte die edelmüthige Frau ihre Beihülfe; aber sie war noch so bleich und entstellt, daß man sie, ungeachtet ihrer Ablehnung, fortwährend unterstützte, bis sie neben ihrem Gatten und Sohn in dem Wagen Platz genommen hatte. Auf Ersuchen des Bürgermeisters war der Wundarzt mit eingestiegen; er durfte die Kranke den ganzen Tag nicht verlassen; man zweifelte durchaus nicht an seinen beruhigenden Worten, aber man konnte doch nicht wissen, ob seine Gegenwart nicht nöthig wäre.

Die Kutsche konnte nur Schritt für Schritt fahren, denn die Straßen waren mit einer dichten Menschenmenge angefüllt und von allen Seiten kam immer noch mehr Volk herangeströmt.

Eigenthümlich war das Betragen dieser Leute. Sie fragten einander mit fieberhafter Aengstlichkeit und sahen

mit erschreckten Blicken um sich; Einigen standen die Thränen in den Augen; Andere knirschten mit den Zähnen oder ballten die Fäuste; aber Alle zeigten dieselbe Trauer und Besorgniß, als ob ihre eigene Mutter es wäre, die hier durch eine mörderische Kugel getroffen worden.

Daniel hielt die Hand seiner Mutter in der seinigen und drückte sie mit einem Gefühle unaussprechlichen Glückes; er war in freudige, zugleich jedoch ängstigende Gedanken verloren. Hatte er doch an ihren Tod geglaubt und war ihm durch Gottes Hülfe sein guter Engel erhalten!

Ja, ja, es war kein Zweifel mehr möglich: sie saß neben ihm, lebend und ihn mit derselben Zärtlichkeit, mit derselben Liebe wie früher, anlächelnd! Was um den Wagen vor sich ging, wußte und sah er nicht.

Der Bürgermeister dagegen fing allmälig an, neues Unheil zu befürchten. Er kannte seine Mitbürger. Die Todesstille der Menge, das dumpfe Gemurmel, welches wie ein unterirdischer Lärm in dem Schooße des Volkes brauste, die glühenden Blicke, Blitze, die einem kommenden Gewitter vorangingen, Arme, die sich reckten, Fäuste, die sich ballten, . . . alle diese Anzeichen eines drohenden Volksaufruhres erschreckten ihn und er hatte in diesem Augenblicke gänzlich seine verwundete Frau vergessen, um an die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die Beschützung seiner eigenen Feinde zu denken.

Bei der Inselbrücke gab es ein Hinderniß, weiter zu kommen. Nicht allein versperrte der Volksstrom den Uebergang, man wurde auch noch durch andere Wagen aufgehalten, die erst die Brücke verlassen mußten.

Herr Laruelle nahm diese Gelegenheit wahr, um aus der Kutsche zu steigen und das Volk zur Ruhe anzuhalten. Zu der zusammengeströmten Menge, die ihn sogleich umringte, sagte er:

„Freunde, ich danke Euch von Grund meines Herzens für die Zuneigung, die Ihr mir und meiner Frau beweiset; denn sicherlich hat Eure große Unruhe keine andere Veranlassung als die Anhänglichkeit an mich; aber Ihr seid mit Unrecht so erschreckt. Der Vorfall ist an sich unbedeutend, meine Frau ist so leicht verwundet, daß sie in einigen Ta-

gen wieder hergestellt sein wird. Danket Gott mit mir und freuet Euch, daß er meine gute Frau vor größerem Unglücke bewahrt hat.

Die meisten hörten mit Ehrerbietung zu; eine Gruppe von Handwerkern jedoch, worunter sich einige Grubenarbeiter befanden, schienen den weisen Rath nicht willig anzunehmen. Einer dieser letztern, der auf die Nachricht, daß man einen Pistolenschuß auf den Bürgermeister abgefeuert hätte, mit seiner Kohlenhaue herangelaufen war, hob diese fürchterliche Waffe in die Höhe und antwortete unzufrieden:

„Ja, Bürgermeister, Ihr seid immer zu gut, wir wissen es wohl, das ist Euer einziger Fehler; aber wir, wir wollen nicht, daß man Euch tödte, wie man unsern Vater Beekmann getödtet hat. Es steht fest, daß wir, so lange ein Stück von den verfluchten Chiroux in Lüttich bleibt, nicht arbeiten können, ohne fürchten zu müssen, daß man uns, in die Grube selbst, die Nachricht eines gräßlichen Mordes bringe. Wie sollen wir die Vertheidiger unserer Freiheit gegen ihre feige Bosheit vertheidigen? O, es ist ganz einfach, man muß diesem giftigen Ungeziefer den Kopf einschlagen und es auf einmal von der Erde vertilgen!“

„Es ist wahr! Tod den Chiroux! Wollen sie Blut? Es soll Blut fließen!“ riefen seine Kameraden.

Der Bürgermeister hob etwas seine Stimme und sagte mit Nachdruck:

„Seid Ihr nicht meine Freunde? Solltet Ihr wohl etwas thun, was mich betrüben kann? Solltet Ihr eine Bitte, die ich im Namen der Freiheit selbst an Euch richte, solltet Ihr Euch weigern, diese anzuhören? Wohlan, ich sage Euch, daß Ihr, wenn Ihr durch irgend eine Gewaltthätigkeit die Ruhe der Stadt stört, als Feinde der Freiheit und als Feinde Eures Bürgermeisters handeln werdet. Geht nach Hause und bleibt ruhig. Wollt Ihr es nicht thun, weil ich Euch darum als Freund ersuche, so gehorchet dem Befehle, den ich als erste obrigkeitliche Person Euch gebe.“

Alle, mit Ausnahme des aufgeregten Grubenarbeiters, zeigten sich bereit, dem Rathe des Bürgermeisters zu folgen; die Umstehenden jedoch und seine eigenen Kameraden miß-

billigten sein unehrbietiges Gemurr und brachten ihn zur Ruhe.

In diesem Augenblicke war die Passage über die Brücke frei geworden und Kaspar ersuchte seinen Herrn, in die Kutsche zu steigen.

Einige Stimmen riefen: „Es lebe Laruelle!“ und dieser Ruf und das Schwenken der Hüte würden sich wahrscheinlich unter die Menge verbreitet haben, hätte der Bürgermeister nicht, vom Kutschentritte aus, durch ein Zeichen seiner Hand diese Bewegung gedämpft.

Der Wagen, durch den immer zunehmenden Volksstrom begleitet, erreichte ungehindert die St. Johannesstraße.

Man führte Frau Laruelle durch eine Menge Freunde, die das Haus anfüllten und den Bürgermeister, sei es durch Klagen über den schändlichen Anfall, sei es durch Glückwünsche wegen seiner Errettung, begrüßten, in ein hinteres Zimmer ihrer Wohnung.

Kaum hatte Daniel seine Mutter zu einem bequemen Lehnstuhle geleitet, als der Graf van Warfuzée, der als spezieller Freund das Verbot, nicht einzutreten unbeachtet gelassen, mit seinen vier Töchtern in dem Zimmer erschien.

Klara stieß einen Angstschrei aus, sprang wehklagend voraus und wäre Frau Laruelle fast an den Hals geflogen, hätte sie das mit blutigen Winden umhüllte Gesicht nicht zurückgehalten. Zitternd schaute sie einen kurzen Augenblick auf dieses schreckenerregende Zeichen und legte schluchzend ihr Haupt an die Brust der Mutter Daniels, während ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte.

Die gute Frau suchte ihr begreiflich zu machen, daß die Sache nicht so schlimm wäre und daß sie Unrecht hätte, sich also zu betrüben. Daniel stimmte seiner Mutter bei; aber wie sehr sie beide sich auch anstrengten und was für sanfte, beruhigende Worte sie sprachen, die Thränen des Mädchens flossen noch immer und sie bezeugte nur durch abgebrochene Klagelaute die unüberwindliche Angst, die ihr Herz beklemmte.

Der Graf van Warfuzée starrte mit einer Art von Abscheu auf die Verwundete, er murmelte Worte der Entrüstung und des Zornes in sich, ja, zu Anfange war sein Ge-

sicht bleich geworden und man mußte denken, daß ein tiefes Mitleiden mit Frau Laruelle und ein feuriger Haß gegen den Mörder ihn verstimmten.

Unterdessen hörte man ein Gewirr von Stimmen vor der Thüre und nicht selten erhob sich ein Geschrei, welches ankündigte, daß das Volk draußen zu Gewaltthätigkeit und Rache überzugehen drohte.

Der Bürgermeister sprach einen Augenblick leise mit seinem Sohne und sagte dann zu Warfuzée:

„Herr Graf, diese guten Fräulein werden bei meiner Frau verbleiben. Ihr seid mein Freund und ich darf in dieser ernsten Lage auf Eure Hülfe wohl rechnen. Beliebet, mir zu folgen, ich bitte Euch.“

„Ich stelle mich ganz zu Eurer Verfügung“, antwortete Warfuzée, „mein Leben selbst, wenn es erforderlich sein sollte.“

Aber in dem Gange des Hauses und im Vorsaale fanden sie viele Mitglieder des Staatsrathes und die Aeltesten der Gilden, die, auf die Nachricht von dem Anfalle und, weil das Volk sich unruhig zeigte, herbeigeeilt waren, um die Befehle des Bürgermeisters in Empfang zu nehmen

Diesen gab Laruelle schnelle Anweisungen, den zehnten Mann der Zünfte sogleich unter die Waffen zu rufen, um die Wohnungen der Chiroux gegen jede Unbilde zu schützen. Er ersuchte zugleich alle einflußreichen Leute, die anwesend waren, sich in die Stadt zu begeben, unter dem Volke herumzugehen und durch weisen Rath und beruhigende Worte die Bürger und Arbeiter zu besänftigen.

Als die meisten, um diesen Auftrag auszurichten, sich entfernt hatten, fragte Warfuzée:

„Wohlan, Bürgermeister, ich bin bereit, worin kann ich Euch zu Diensten sein?“

„Meine Absichten sind zum Theil schon erfüllt“, war die Antwort. „Dennoch, Herr Graf, möchte ich Euch, wenn ich es von Eurer Güte verlangen darf, ersuchen, einmal von hier nach dem Rathhause zu gehen. Ihr habt einen großen Einfluß auf das Volk und könnt viel dazu beitragen, drohendem Unheile vorzubeugen. Wolltet Ihr Euch nach dem Rathhause begeben und versichern, daß man wirk-

lich mit der Ausführung meiner Befehle beschäftigt ist und mir dann berichten, wie die Sachen auf den Märkten und den Straßen stehen, so würdet Ihr mich unendlich verbinden. Ich meinerseits werde draußen vor der Thüre zu der Menge sprechen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, um Euren Wunsch zu erfüllen", antwortete Warfuzée, dem Bürgermeister die Hand drückend. „Rechnet auf mich als Euren ergebensten Freund."

Der Graf drang durch die zahlreiche Volksmenge, ohne selbst viel auf die Fragen zu achten, die bisweilen an ihn gerichtet wurden. Er schien in tiefe Gedanken versunken und eilte bis zum Ende der St. Johannesstraße. Anstatt in die Guldenpoststraße einzubiegen und sich nach der Mitte der Stadt zu begeben, wandte er sich nach dem Thore von Avroy und befand sich bald auf dem Kai, wo er mit schnellen Schritten auf- und abwandelte.

Von Zeit zu Zeit rieb er sich die Stirn und murmelte einige bittere Worte, die im Zusammenhange ungefähr folgenden Sinn haben konnten:

„Welch Glück, daß diesem einfältigen Mörder sein Schlag mißglückt ist! — Von wie wenig hängt doch das Glück des Menschen ab! — Entwirf mit der größten Mühe, mit dem wunderbarsten Scharfsinn einen Plan . . . ein unerwarteter Vorfall kann Alles vereiteln! Die Kugel war nach der Brust des Bürgermeisters gerichtet. Hätte sie ihr Ziel getroffen! Alles wäre verloren gewesen; keine Hoffnung gäbe es mehr für mich: Ehre, Ansehn, Gunst, Reichthum wären für immer dahin . . . . Wer sagt mir, daß man diesen schändlichen Anschlag nicht wiederholen wird? O, bekäme ich doch Antwort vom Herrn von Vries! Ich muß mich beeilen . . . . Ist der Bürgermeister todt, dann hat man mich nicht mehr nöthig! . . ."

Bei diesen letzten Worten kehrte er nach dem Thore zurück, eilte in die Stadt und begab sich, ohne Jemand anzusprechen, nach dem Rathhause, wo er in aller Hast einige Aufklärung über die Ausführung der Befehle des Bürgermeisters zu erlangen suchte. Dann richtete er seine Schritte

nach der Inselbrücke und näherte sich bald dem St. Johannesplatze.

Hier blieb er plötzlich mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den Lippen stehen und hielt zweifelnd den Blick auf Jemand gerichtet, der unter den Bäumen wandelte und ihm den Rücken zugekehrt hatte.

„Ja, er ist es!“ murmelte Warfuzée mit freudiger Ueberraschung. „Er kommt zu guter Stunde!“

Und mit pfiffigem Schritte an dem Wanderer vorbeigehend, flüsterte er ihm in's Ohr:

„Folgt mir: ich muß Euch sprechen.“

Als der Graf durch seinen Diener Gobert eingelassen wurde, sagte dieser ihm geheimnißvoll:

„Grandmont ist diesen Nachmittag hier gewesen; er hat Euch etwas wichtiges mitzutheilen.“

„Es ist gut“, antwortete der Graf. „Er ist hinter mir. Führe ihn in mein Zimmer.“

Einen Augenblick darauf stand Grandmont vor dem Grafen.

„Wißt Ihr, wer den Anschlag gegen den Bürgermeister ausgeführt hat?“ fragte Warfuzée.

„Ich war gekommen, um Euch zu wissen zu thun, daß etwas derartiges geschehen sollte“, antwortete Grandmont; „aber ich fand Euch nicht zu Hause. Es war doch zu spät; mir fehlen vollgültige Nachrichten.“

„Aber wer ist der Thäter?“

„Ich weiß nur, daß der Anschlag im Herzogenbusche entworfen ist. Der Thäter muß ein Verbannter sein. Der König, der Fürstbischof und der General wissen von der Sache so wenig wie Ihr Herr Graf.“

„Ist der Mörder entwischt?“

„Ja, er war längst aus dem Thore und auf freiem Felde, ehe Jemand daran dachte, ihm den Weg zu versperren.“

„Glaubt Ihr Grandmont, daß solche Gefahren den Bürgermeister noch in Kurzem bedrohen?“

„Es ist möglich. Wenn die Verbannten sich vorgenommen haben, sich durch Meuchelmord zu rächen, wer kann

sagen, ob sie nicht bereits morgen einen neuen Versuch anstellen?"

Warfuzée stand auf, faßte Grandmont bei der Hand und sprach:

„Ihr seid mein Freund; ich habe Beweise von Eurer Anhänglichkeit und Treue. Kennt Ihr den Herrn von Vries? Er selbst hat mir gesagt, daß Ihr zuweilen nach Brüssel kommt und ihm über Eure Thätigkeit im Fürstenthume Bericht erstattet."

„Von Vries hat es Euch gesagt?"

„Er selbst, mein werther Grandmont. Ich bedarf eines Dienstes von Euch. Wollt Ihr dem Herrn von Vries nach Brüssel eine Botschaft von mir überbringen? Ihr müßt aber sogleich aufbrechen."

Grandmont murmelte als Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Lüttich höchst nöthig sei. Aber der Graf öffnete seinen Schrank, reichte ihm eine Hand voll Goldstücke und sagte:

„Das sind Eure Reisekosten; Ihr wißt wohl, nicht wahr, daß ich die mir geleisteten Dienste gleich belohne."

„Ich bin zu Allem bereit", rief Grandmont. „Sprecht und ich fliege, um Eure geringsten Wünsche zu erfüllen!"

„Da ist Eure Botschaft. Von Vries hat mir versprochen, mir gewisse Papiere zu verschaffen, deren ich zur Ausführung eines wichtigen Unternehmens bedarf. Ihr sollt dem Herrn von Vries von dem Anschlage Kenntniß geben, den man heute gegen den Bürgermeister ausgeführt hat. Sagt und macht ihm begreiflich, daß, wenn er mir nicht so schnell als möglich die Papiere schickt, Alles hier für den König verloren geht. Sind die Papiere fertig, bringt sie mir. Ist es noch nicht der Fall, drängt ihn und wartet zu Brüssel und wäre es eine ganze Woche. Ich werde Euch gleich belohnen. Bei Eurer Rückkehr sollt Ihr wahrscheinlich erfahren, worin das beabsichtigte Unternehmen besteht. Ich werde Eure Dienstleistung für äußerst wichtige Dinge nöthig haben. Es hängt davon für Euch ein ganzes Vermögen ab. Bei Eurer Rückkehr werdet Ihr dies

klarer und sehr deutlich einsehen, wenigstens, wenn Ihr mir die Papiere bringt. Habt Ihr begriffen, was ich von Euch verlange?"

„Ganz genau, Herr Graf: nach einer Stunde bin ich bereits auf dem Wege nach Brüssel."

„Wohlan denn, eine gute und glückliche Reise! Ich muß zum Bürgermeister: er erwartet mich. Laßt mich zuerst gehen; ich bin eilig."

Und ohne weiteren Gruß verließ er seine Wohnung und eilte nach der St. Johannesstraße.

XII.

Der Graf van Warfuzée wandelte mit schnellen Schritten in seiner Schreibstube auf und ab, wie Jemand, der durch eine heftige Ungeduld getrieben wird. Bei dem geringsten Geräusche, das sich im Hause oder an dem Vorderportale vernehmen ließ, blieb er stehen und heftete seine Augen auf die Thüre; aber jedesmal in seiner Erwartung getäuscht, trat er seine eilige Wanderung wieder an.

Endlich müde geworden, näherte er sich dem Tische und murmelte in Gedanken:

„Wenn Grandmont zu Navagne auf Hindernisse gestoßen wäre? Wenn der General Jan von Weert Schwierigkeiten machte, meine Befehle zu vollstrecken! Unmöglich, Unmöglich! Ich bin hier der Statthalter des Kaisers und Jeder ist mir, wie dem Kaiser selbst, Gehorsam schuldig!

Dieser Gedanke entlockte ihm einen Schrei des Hochmuthes. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und durchblätterte mit hastigen Bewegungen einige Papiere, die auf dem Tische in einem Umschlage geordnet lagen.

Eins dieser Papiere vor Augen haltend, sagte er in triumphirendem Tone:

„Ja, ja, ich bin Statthalter des Kaisers in dem Fürstenthume Lüttich. Mein Wille ist Gesetz, den Niemand verkennen darf, auch nicht der General; denn ich bin selbst Oberbefehlshaber seines Heeres. Welche Macht! Ha, Warfuzée, wenn dein Plan gelingt, wirst du die höchste Stufe

des Reichthums, der Ehre und Würde erklimmen; dein Ruhm und deine Größe werden die Neider in Staunen setzen, die deinen Scharfsinn und deine diplomatische Gewandtheit zu bezweifeln wagten! Hier ist meine Vollmacht, von des Kaisers eigener Hand unterzeichnet und mit dem Reichssiegel versehen. Gestern erst hat mir Grandmont die Vollmacht des Kaisers eingehändigt. Wie habe ich seitdem die kostbare Zeit benutzt! Meine Pferde wissen etwas davon: erst am späten Abend haben sie ihren Stall gesehen!"

Nachdem er eine Weile schweigend nachgedacht, fuhr er fort:

„Welcher Gedanke! Man wird dieser Stadt und dem Fürstenthume andere Gesetze und eine ganz neue Einrichtung geben. Alle die lächerlichen Volksrechte und Freiheiten werden vernichtet. Der Fürstbischof, der nicht zu gleicher Zeit in Bonn und Lüttich wohnen kann, wird hier für die weltliche Regierung einen Landvogt oder Statthalter anstellen. Wer wird der Landvogt sein? Wer anders, als ich? Ha, ha, dann werde ich einen Hof haben, wie ein kleiner König und Höflinge, Diener und Schmeichler! Und wer von diesen trotzigen Bürgern es wagte, mich ohne Ehrerbietung anzusehen . . ."

Er hörte das Vorderthor öffnen. Ein Schrei der Freude und Ueberraschung entschlüpfte ihm und er stand auf, um Jemand entgegen zu gehen.

Grandmont trat in das Zimmer. Der Graf schloß die Thür hinter ihm und fragte:

„Wohlan, wohlan, mein lieber Grandmont, wie hat der General meinen Befehl aufgenommen?"

„Mit der schuldigen Ehrerbietung", war die Antwort. „Er hat mir zugestanden, selbst die Männer auszuwählen. Wahre Löwen, Herr Graf, die zu Allem bereit sind, um den versprochenen Lohn zu empfangen. Mit solchen unerschrockenen Kerlen würde ich, wenn man es verlangte, nach der Hölle zu gehen wagen, um den Teufel selbst gefangen zu nehmen."

„Und wie viele?"

„Fünf und zwanzig."

„Für wann?"

„Für diese Nacht; ich werde sie selbst abholen und ihr Anführer sein. Alles ist gut und wohlberechnet.“

„Darf man sich darauf verlassen, daß sie diese Nacht in Lüttich sein werden?“

„Um Mitternacht. Ich verbürge es mit meinem Kopfe.“

„Es ist gut, ich danke Euch, Grandmont. Ihr seid ein thatkräftiger und verständiger Mann. Ich werde Euch später Euren ausgezeichneten Verdiensten gemäß erheben.“

„Würde es mir erlaubt sein, einen Stuhl zu nehmen, Herr Graf?“ fragte Grandmont. „Ich bin sehr müde und, weil ich schon wieder nach Navagne zurück muß, möchte ich gern ein wenig rasten.“

„O gewiß, mein lieber Grandmont, thut, als ob Ihr zu Hause wäret“, antwortete Warfuzée.

Als beide sich niedergesetzt hatten, sagte der Graf:

„Also, Alles ist fertig. Morgen ist der große, feierliche Tag; morgen wird die gesetzliche Obrigkeit der Fürsten hier triumphiren . . .“

„Ja, Graf, morgen wird hier das närrische Volk in Fesseln liegen . . . oder wir werden keine Augen mehr haben, um die Folgen des mißglückten Trauerspieles zu sehen.“

„Was soll das heißen, Grandmont?“

„Ich weiß nicht, Herr Graf, mir scheint diese Sache zu sehr übereilt. Vielleicht ist die Frucht noch nicht reif... und sie möchte deshalb bitter schmecken können.“

„Solltet Ihr Furcht haben?“ rief Warfuzée.

„Furcht, ich?“ antwortete Grandmont lachend. „Dies Wort kenne ich nicht. Aber, weil man keine Furcht vor der Maas hat, die unter der Bogenbrücke strömt, sollte das ein Grund sein, sich darin zu ertränken.“

„Sprecht doch deutlich!“

„Ich will sagen, daß man auf Reise viel Zeit zum Nachdenken hat. Ein solches Unternehmen wollt Ihr ganz allein in Lüttich ohne zuverlässige Hülfe der Bevölkerung ausführen? Ich frage mich, was geschehen soll, wenn wir einmal den Bürgermeister und seine vornehmsten Anhänger in Haft haben? Ich sehe schon in Gedanken das wüthende Volk, welches unsere Gefangenen mit Gewalt befreit und uns ohne Gnade unter seinen Füßen zertritt . . .“

„Setzt Ihr also nicht das geringste Vertrauen in meinen Scharfsinn und Verstand?“ rief der Graf verletzt. „Haltet Ihr mich für so unbesonnen wie ein Kind? Gestern habe ich wohl fünfzig der einflußreichsten Bürger, Edle, Schöppen und andere wichtige Personen besucht. Alle sind bereit, den Willen des Kaisers vollziehen zu helfen und uns beizustehen. Ich werde Euch eine Schrift vorlesen, die Euch zugleich die Ueberzeugung meiner weitgehenden Vorsicht geben wird, hört:

Ich verspreche, bei meinem Glauben und meiner Seligkeit, nichts von dem zu offenbaren, was der Herr Graf van Warfuzée mir gestern in Bezug auf den Bürgermeister Laruelle, von Mouzon und ihre Mitschuldigen mitgetheilt hat; ich verspreche gleichfalls, ihm in Allem und überall bei der Ausführung seines Planes zu helfen.“

„Wer hat diese Erklärung unterzeichnet?“ fragte Grandmont.

„Wer? der Advokat Marchant. Und so haben sie gleichfalls der Schöppe Fleron und noch viele Andere, Jeder mit demselben Eide, mir treu beizustehn, abgegeben.“

„Wie ist das möglich! Sie haben demnach alle zusammen mit derselben Einfältigkeit dem Märchen, daß der Bürgermeister Willens ist, die Stadt Lüttich an den König von Frankreich zu verkaufen, Glauben geschenkt?“

„Dem Märchen?“ wiederholte Warfuzée mit erheuchelter Verwunderung. „Wie? Ihr glaubt, daß die Verschwörung, das Fürstenthum mit Frankreich zu verbinden, nicht in Wirklichkeit besteht?“

„Ich spreche ernsthaft, Herr Graf“, antwortete Grandmont. „Daß von Mouzon und vielleicht noch Andere, sich zu einer solchen Verschwörung bereit zeigen, daran zweifele ich nicht; aber, daß Herr Laruelle die Unabhängigkeit der Stadt Lüttich verkaufen oder nur mit Wissen und Willen in Gefahr bringen sollte, das ist nicht möglich. Ich weiß so gut wie Ihr und besser vielleicht, Herr Graf, wie unerbittlich und unbeugsam der Bürgermeister allen derartigen Listen und Verlockungen widerstanden hat.“

„Wohlan!“ rief der Graf, seine Brieftasche herausziehend, „weil Ihr so ungläubig seid, seht hier eine Schrift

des Bürgermeisters selbst. Lest sie, Ihr werdet daraus ersehen, daß sie mich von dem Gange der Verschwörung in Kenntniß setzt und mir zu wissen thut, daß der König von Frankreich die Bedingungen für die Ueberlieferung des Fürstenthums genehmigt hat."

Grandmont hielt eine Weile die Augen auf den Brief geheftet. Während ein mitleidiges Lächeln über seine Lippen glitt, langte er gleichfalls seine Brieftasche hervor, legte ein Blatt Papier neben dasjenige, welches Warfuzée ihm gegeben hatte und sagte scherzend:

„Seht hier einen eigenhändigen Brief, den der Bürgermeister an den General geschrieben hat, um über die Plünderung eines Landgutes auf Lüttichschem Boden zu klagen. Vergleicht die beiden Schriftstücke, Herr Graf. Die Schrift, die Ihr mir zeigt, ist nachgemacht. Hättet Ihr meine Hülfe angerufen, ich würde Euch die Arbeit viel geschickter und genauer besorgt haben."

Warfuzée zeigte sich tief entrüstet und murmelte allerlei zornige, doch unverständliche Worte.

„Gebt Euch doch zufrieden, Herr Graf", sagte Grandmont sehr ruhig, mir ist das Alles, im Grunde genommen, gleichgültig, weil ich nur denen gehorche, welche mir zu gebieten haben; aber ich stürze mich in dieselbe Gefahr wie Ihr, sogar noch mehr und es verletzt mich, von Euch wie ein sklavisches Werkzeug benutzt zu werden, indem Ihr mir die Wahrheit verhehlt und mich für dumm und einfältig genug haltet, die geheime Feder nicht zu bemerken, welche Ihr zum Erreichen Eures Zieles in dieser Sache springen laßt. Warum haltet Ihr es für nöthig, mich zu hintergehen?"

„Euch zu hintergehen?" murmelte Warfuzée verlegen. „Hintergehe ich den Kaiser und den König dadurch, daß ich ihre Feinde durch ein unerschrockenes und tief durchdachtes Unternehmen machtlos mache? Seht Ihr nicht, daß der Bürgermeister der Freund aller derjenigen ist, die Frankreich zugethan sind? Und wäre es auch der Fall, daß die Verschwörung gerade nicht so bestände wie der Kaiser glaubt, ist die Verschwörung aus dem Benehmen des Bürgermeisters nicht klar genug zu schließen. Wie hätte ich überdies die

Vollmacht bekommen sollen, wenn ich die wirklichen Gefahren nicht durch klare und bestimmte Thatsachen handgreiflich gemacht hätte? Nach dieser freimüthigen Erklärung darf ich, wie ich glaube, wohl hoffen, daß Ihr mich durch ein verletzendes Mißtrauen nicht länger kränken werdet!"

„Weil Ihr es eine freimüthige Erklärung nennt, will ich sie als solche betrachten", antwortete Grandmont, die Schultern ziehend. „Sie ist in der That für den, der verstehen kann, verständlich genug. Wie dem auch sei, Herr Graf, ich werde mit Gewissenhaftigkeit und Treue die Mission ausführen, die ich übernommen habe."

Er stand auf und schien Willens, wegzugehen; aber er setzte noch hinzu, als erinnerte er sich an etwas:

„Morgen also? Ist es bestimmt, Herr Graf? Ein solches Unternehmen kann man nicht zweimal versuchen."

„Warum zweifelt Ihr schon wieder, Grandmont?"

„Dies rührt daher, weil mir unterwegs eingefallen, daß die Wunde der Frau Laruelle noch nicht geheilt ist. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß der Bürgermeister unter solchen Umständen eine Einladung zu einem Festmahle oder Bankette annehmen wird. Das verstößt gegen Sitte und Anstand. Wenn Laruelle sich weigert, morgen zu Euch zu kommen, was dann?"

„Bah, bah, mein allzu vorsichtiger Freund, bekümmert Euch darum nicht", lachte Warfuzée.

„Ich habe ein unfehlbares Mittel zur Hand, diesen Umstand zu beseitigen. Begebt Euch jetzt ohne Zeitverlust nach Navagne, um dort diese Nacht von der Reise ausruhen zu können. Zum Gelingen unseres Unternehmens muß ich gleich in der Stadt einige Einladungen machen, namentlich bei Personen, die noch nicht in Kenntniß gesetzt sind. Mein Wagen steht seit einer Stunde schon bereit. Ich drücke Euch die Hand und wünsche gute Reise."

Sobald Grandmont das Zimmer verlassen, klingelte der Graf und sagte zu seinem Diener:

„Gobert, gib mir meinen Mantel und Degen. Die Pferde stehen angespannt, nicht wahr?"

Während der Diener ihm den Mantel um die Schultern legte, sagte Warfuzée:

„Gobert, der wichtige Augenblick naht; Dein armer Herr wird gegen diejenigen, welche sich verschworen haben, ihn umzubringen, einen entscheidenden Kampf wagen. Ich kann mich auf Dich verlassen, nicht wahr? Willst Du mir helfen und meine Befehle ungesäumt vollstrecken?“

„Ja, ungesäumt“, war die Antwort. Ich habe mich an Euer Geschick gekettet, es ist mir gleich, was Ihr mir gebietet: blindlings werde ich gehorchen.“

„Es ist gut, Gobert; diesen Abend werde ich Dir nähere Aufschlüsse geben. Sprich kein Wort mit meinen Töchtern, das sie vermuthen ließe, es sei etwas Wichtiges im Werke. Bis gleich!“

Er ging nach dem Thore, stieg in seinen Wagen und befahl dem Diener vor dem Hause des Bürgermeisters still zu halten. Er wurde durch den Diener Kaspar in ein hinteres Zimmer geführt, wo Laruelle neben seiner Gattin in einem Lehnstuhle saß. Frau Laruelle hatte noch eine Binde um den Kopf und schien noch nicht vollkommen wieder hergestellt; denn sie hielt ihren Hals sehr steif, als wäre ihr die geringste Bewegung schmerzlich.

„Nun, Bürgermeister, wie geht es heute mit unserer theuren Kranken?“ rief Warfuzée. „Besser, besser, ich sehe es, Gott sei Dank!“

„Ich habe noch viel Schmerzen; aber ich danke Euch nichtsdestoweniger für Eure edelmüthige Theilnahme, Herr Graf“, antwortete Daniels Mutter.

„Kommt, kommt, meine liebe Madame Laruelle, Ihr müßt Euch stark machen und bald genesen, damit die Hochzeit unserer Kinder durch Eure Unpäßlichkeit nicht aufgeschoben werde. Ich weiß nicht, ob ich es Euch jetzt schon sagen soll: alle Hindernisse sind beseitigt.“

„Ha, ha, welch gute Nachricht! Hat Euer Bruder Euch seine Zustimmung gegeben?“

„Etwas Besseres als das, Madame; — doch bevor ich weiter darüber spreche, habe ich etwas Anderes zu fragen.“

Er wandte sich an den Bürgermeister und sagte feierlich:

„Der Graf von Warfuzée ersucht seinen theuren Freund, den Herrn Laruelle, ihm die Ehre anzuthun, morgen in seinem Hause zu Mittag zu speisen.“

„O, Herr Graf, denkt nicht daran“, murmelte der Bürgermeister, das Auge auf seine kranke Frau heftend. „Gewiß bin ich Euch dankbar, aber habt die Güte, mich dieses Mal zu entschuldigen. Ich an einer Festtafel, während mein armes Weib . . .“

„Schweigt, schweigt, Bürgermeister“, unterbrach ihn Warfuzée mit einem triumphirenden Lächeln in den Augen. „In andern Dingen würde ich Euch Recht geben; aber jetzt ist kein Widerstand möglich; und Madame selbst wird Euch auffordern, meine Bitte zu erfüllen.“

„Ich würde ihr nicht gehorsam sein“, sagte der Bürgermeister, das Haupt schüttelnd.

„Wohlan, mein guter Laruelle, wir wollen es sehn! Ich habe die Zustimmung meines Bruders und meiner Schwester zu der Verbindung unserer Kinder erhalten; ja, sie zeigen sich sehr erfreut darüber, da sie mir einigermaßen gestattet, für die wichtigen Dienste, die Ihr Alle mir erwiesen habt, erkenntlich zu sein. Wißt Ihr nun, welch eigenthümlichen Gedanken die Freude mir eingeflößt hat? Hier ist mein Plan. Morgen gebe ich ein großes Bankett als Hochzeitsfest. Daran werden Eure Freunde von Mouzon und von Saizan nebst Gemahlin; außerdem der Advokat Marchant und einige Kanoniker Theil nehmen; zugleich Herr Daniel und meine Tochter Klara mit ihren Schwestern; aber Niemand soll erfahren, zu welch besonderem Zwecke ich dieses Festmahl gebe. Man wird dabei fröhlich sein, dafür werde ich schon sorgen. Plötzlich, beim Nachtische, werde ich mich stellen, als wollte ich eine Gesundheit ausbringen; aber anstatt dessen, werde ich vor der ganzen Gesellschaft laut erklären, daß meine Tochter Klara die Braut des Herrn Daniel Laruelle wird und den glücklichen Verlobten zugleich ankündigen, daß jedes Hinderniß, welcher Art es auch sei, verschwunden ist und die Hochzeit bald gefeiert werden soll. Ich habe die ganze Nacht davon geträumt, Bürgermeister. Das Herz schlug mir bei dem Gedanken an die unsägliche Freude, die unsere Kinder empfinden werden. Ich sah ihre Augen vor Glück glänzen, ich hörte ihr feuriges Dankgebet zum Himmel steigen; und als gefühlvoller Vater, nahm ich an ihrer Seligkeit Theil . . . .

Solltet Ihr nun grausam genug sein, Herr Bürgermeister, mir das geträumte Glück zu nehmen?"

„Was Ihr sagt, reicht schon hin, das Herz eines Vaters zu verführen", murmelte der Bürgermeister. „Ich bedaure schmerzlich, daß ich gleichwohl doch um Entschuldigung bitten muß. Laßt Alles vor sich gehen, wie Ihr es beschlossen habt; aber gestattet mir, inzwischen meiner kranken Frau Gesellschaft zu leisten."

„Ohne Euch kann es nicht vollführt werden", sprach Warfuzée. „Es ist eine feierliche Verlobung, diese kann doch nicht ohne die Gegenwart des Vaters des Bräutigams vollzogen werden."

„Geht, Laruelle, nehmt auf mich keine Rücksicht", sagte die Kranke. „Erfüllt den edelmüthigen Wunsch des Herrn Grafen . . ."

„Ihr habt meinen Plan nicht bis zu Ende gehört", unterbrach Warfuzée eifrig diese Worte. „Sobald wir dort einige Becher auf das Wohl der Verlobten geleert haben, kommen wir Alle zusammen hierhin, um ihrer achtungswerthen und zärtlichen Mutter unsere Glückwünsche darzubringen; haltet einige Flaschen Eures besten Weines in Bereitschaft; hier soll das fröhliche Fest der Verlobung fortgesetzt werden und so wird auch Frau Laruelle ihren gebührenden Antheil an der allgemeinen Freude haben. Ihr seht wohl ein, daß ich davon geträumt haben muß. An Alles habe ich gedacht. Wenn Ihr bei Eurer Weigerung verharrt, dann könnte die Verbindung unserer Kinder noch lange ausgesetzt werden müssen. Ich bin hartnäckig; dies Festmahl, diese Verlobung, wie ich es nenne, muß jetzt oder später doch stattfinden. Kommt mein theurer Freund, zeigt Euch der Laune meines Vaterherzens ein wenig willfährig. Frau Laruelle selbst bittet Euch, mir meine Bitte nicht abzuschlagen. Sagt mir jetzt, daß Ihr einwilligt."

„Es gibt wahrlich kein Mittel, Euch zu widerstehen", antwortete der Bürgermeister. „Wohlan, Herr Graf, ich nehme Eure freundliche Einladung an. Wie froh wird der arme Daniel sein; er ist im Stande, vor Aufregung und Glück, Albernheiten zu begehen."

„Ja", bemerkte der Graf, „Ihr beide müßt mir aber

geloben, daß Daniel vor der Hand davon nichts erfährt; Ihr müßt ihm sogar nicht einmal sagen, daß mein Bruder mir geschrieben hat. Klara werde ich gleichfalls Alles verschweigen. Begreift Ihr es meine lieben Freunde? Das Fest würde sonst seinen ganzen Zweck verfehlen."

Man beruhigte ihn vollständig.

„Demnach", sagte er, „erwarte ich morgen Mittag bestimmt den Herrn Laruelle mit seinem Sohne in meinem Hause. Ich darf darauf rechnen, Bürgermeister, nicht wahr?"

„Zweifelt nicht daran, Herr Graf. Ein Wort ist ein Wort. Und weil die Sache einmal angeordnet ist, so möchte ich um Alles in der Welt nicht von einem Feste fern bleiben, das man wahrlich ein glückliches nennen darf, weil meine Frau ja auch Theil daran haben wird. Ich bewundere in der That Euer gütiges Herz, Herr Graf, Euer Edelmuth flößt mir die größte Erkenntlichkeit ein."

„Sprecht nicht davon, mein Freund", entgegnete Warfuzée. „Entschuldigt mich, daß ich Euch verlasse. Ich muß noch einige Einladungen machen und andere Dinge besorgen, die auf das Bankett Bezug haben."

„Ich gehe mit Euch, Herr Graf", sagte der Bürgermeister. „Man erwartet mich auf dem Rathhause."

„Mein Weg führt mich gerade dahin", bemerkte Warfuzée, „weil ich in der Buitenkasteelstraße Jemand zu besuchen habe. Tretet in meinen Wagen, Bürgermeister, wir werden dann noch einige Minuten mit einander sprechen können."

Nachdem sich beide von Frau Laruelle verabschiedet hatten, verließen sie das Zimmer. In dem Gange trug der Bürgermeister seinem Diener Kaspar auf, nach oben zu gehen und Daniel zu wissen zu thun, daß seine Mutter allein wäre und ihn zu ersuchen, ihr Gesellschaft zu leisten.

Daniel kam eilig und mit klopfendem Herzen herunter; denn Kaspar hatte ihm gesagt, daß der Graf van Warfuzée lange mit seinen Eltern gesprochen und daß sein Vater sehr vergnügt ausgesehn hätte.

„Mutter, Mutter, Ihr scheint in fröhlicher Stimmung zu sein!" rief er, in das Zimmer tretend. „Hat Herr van Warfuzée eine gute Nachricht gebracht?"

„Eine gute Nachricht?“ murmelte sie zögernd. „Nein, mein Sohn; er sprach mit Eurem Vater über . . . . über Politik, glaube ich.“

„Und hat er nichts von seinem Bruder, von der Heirath, die, ach, wahrscheinlich nie geschlossen werden wird, gesprochen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Nichts? kein einziges Wort, Mutter?“

„Kein einziges Wort, mein Sohn.“

Daniel setzte sich neben seine Mutter, faßte eine ihrer Hände und ließ still sein Haupt auf die Brust sinken, als fühlte er sich durch eine bittere Täuschung erdrückt.

Die gute Frau suchte ihn zu trösten und ihm Muth einzuflößen, indem sie ihm die Hoffnung ausdrückte, daß sein Zweifel und sein Schmerz bald endigen würden; aber sie hatte ihm ja so oft und seit so langer Zeit immer dasselbe gesagt, daß ihre liebreichen Worte ohne Einfluß auf sein verdüstertes Gemüth blieben. Sie fühlte, wie seine Hand zitterte und sie hörte, wie aus seiner beklommenen Brust dumpfe Seufzer aufstiegen.

Sollte sie ihren armen Sohn noch länger als vier und zwanzig Stunden so leiden lassen, während sie ihn mit einem einzigen Worte auf den Gipfel des Glückes heben konnte? Dieser Gedanke war ihr schmerzlich. Sie war Mutter und demgemäß zu schwach, um so grausam zu sein.

„Daniel“, sagte sie, „gebt mir das feierliche Versprechen, daß Ihr Niemand, Niemand, wer es auch sein möge, mittheilen wollt, daß Ihr von dem, was ich Euch zu offenbaren im Begriffe bin, Kenntniß habt.“

„O Himmel, liebe Mutter, was bedeuten Eure Worte?“ rief der Jüngling erschreckt.

„Sie bedeuten, daß ich Euch glücklich machen will“, antwortete sie, „aber gebt mir das Versprechen, welches ich von Euch verlange.“

„Ich verspreche, Mutter, daß ich schweigen werde wie das Grab.“

„Wohlan, der Herr van Warfuzée hat einen Brief von seinem Bruder erhalten.“

„Einen günstigen Brief?“

„Seid nicht so hastig, Daniel. Ihr müßt Euch so nicht außer Fassung bringen lassen. Sonst wird es meine Pflicht sein, die Mittheilung zu unterlassen."

„Ach, Mutter, ein einziges Wort nur. War der Brief günstig oder ungünstig."

„Er war günstig, Daniel; er enthielt die Zustimmung des Bruders des Grafen."

„Die Zustimmung!" rief der Jüngling aus.

„Ja, die vollständige Zustimmung. Jetzt besteht kein einziges Hinderniß mehr . . ."

Daniel sprang in seiner übermäßigen Freude auf, hob die Hände in die Höhe, als wollte er Gott für seine Gnade danken.

Da wurde an die Thüre geklopft . . . Klara van Warfuzée trat herein und wollte sagen, daß sie gekommen wäre, um sich nach der Gesundheit der Frau Laruelle zu erkundigen; aber sobald Daniel sie kommen sah, lief er auf sie zu, die Arme zu einer Umarmung geöffnet und rief frohlockend aus:

„Ha, Klara, meine liebe Klara, meine vielgeliebte Braut!"

Das erschrockene Mädchen trat einen Schritt zurück und sah Mutter und Sohn mit einem erstaunten Blicke an, dessen Strenge den armen Daniel in die Wirklichkeit zurückbrachte.

Er murmelte eine unverständliche Entschuldigung, sprach von Sieg, Seligkeit und Liebe; aber er schien so ergriffen und unruhig, als hätte er seine Sinne verloren.

„Kommt, Klara, kommt an meine Seite, mein Kind", sagte Frau Laruelle mit Thränen freudiger Rührung in den Augen. „Euer jungfräulich Herz klage Daniel nicht an. Kommt, ich will Euch sagen, was ihn so von Glück phantasiren läßt."

Sie zog das Mädchen an ihre Brust und flüsterte einige angenehme Worte in ihr Ohr.

„Ha, gesegnet sei Gott! und gesegnet Ihr, meine Mutter, meine liebe Mutter!" rief Klara, während sie die Stirn der Kranken mit ihren Thränen überfluthete.

Frau Laruelle winkte ihren Sohn herbei und schloß ihn und ihre zukünftige Schwiegertochter in dieselbe sanfte Umarmung.

Glückliche Verlobung an dem pochenden Herzen einer Mutter!

* * *

In derselben Nacht, ein wenig eher, als die Uhr der St. Lambertuskirche ihre zitternden Töne zwölfmal über die schlafende Stadt wiederhallen ließ, schlich ein Trupp Soldaten durch die Dunkelheit, von dem St. Martinsthore nach der Binnenstadt. Sie folgten verborgenen Wegen außerhalb der Festung und mäßigten und dämpften noch ihre Schritte, bis sie die Fontänstraße erreichten; ihre Waffen hielten sie unter ihrem Mantel verborgen, damit von dem blinkenden Stahle kein verrätherischer Schimmer sich verbreitete.

Auf dem Beggardenkai, dem Kloster von St. Johannes fast gegenüber, lag ein leerer Kahn, der denselben Tag eine Fracht Kohlen an dem Hinterthörchen des van Warfuzéeschen Hofes abgeladen hatte.

Schleichend und schweigend wie geheimnißvolle Schatten traten alle Soldaten in den Kahn.

Der einzige Schiffsmann, der sich darin befand, begann eben stillschweigend mit einem langen Ruder den Kahn nach dem Landungsplatze der Sauvenière zu dirigiren.

Einer des geheimnißvollen Trupps näherte sich ihm in der Finsterniß und fragte flüsternd:

„Gobert, ist Alles bereit?“

„Ja, Herr Grandmont“, war die Antwort. „Ihr werdet zwei oder drei Betten, Bettstroh, Wein und Eßwaaren in Ueberfluß finden. Verhindert Eure Leute, irgend ein Geräusch zu machen. Das Haus steht wohl leer, aber die Mauern stoßen an andere Wohnungen.“

„Ich weiß es, Gobert. Sagt Eurem Herrn, daß er ruhig sein könnte.“

Der Kahn näherte sich einem offenstehenden Thörchen. Alle gingen durch dasselbe . . .

Gobert stieß den Kahn nach der Mitte der Sauvenière und verschwand, einige Schritte weiter, in das Hinterthor der Wohnung seines Herrn.

Kein Geräusch, kein Klang hatte diesen nächtlichen Zug verrathen. Die Finsterniß und Stille blieben ungestört; Alles schlief ruhig.

Der Graf van Warfuzée wachte allein und wartete, bis sein Diener ihm sagte:

„Sie sind da!"

XIII.

Daniel hatte sich geschmückt, als sollte er an diesem Tage seine Braut zum Traualtare führen. Sein Herz klopfte vor Ungeduld und Glück. In der That, die feierliche Stunde nahte heran.

Während er die Hände seiner Mutter drückte, sprach er mit Eifer von dem schönen Leben, das ihn und auch seine Eltern erwartete. Innerhalb eines Monats würde er getraut sein und auf dem St. Martinsberge wohnen. Seine Mutter würde täglich dahin kommen, sein Vater Ruhe und Frieden nach kummervoller Anstrengung finden; die süße Klara, seine engelgleiche Gattin, für sie Alle ein ewiges Paradies von Freundschaft, Freude und Liebe schaffen . . .

Länger noch hätte er seine Mutter durch seine gefühlvollen Schilderungen gerührt; aber jetzt schlug die Uhr der St. Lambertuskirche zwölf und der Bürgermeister erschien ganz angekleidet in dem Zimmer.

„Wohlan, Daniel“, sagte er, „wir müssen uns beeilen, sonst kommen wir zu spät. Es wäre nicht artig, mein Sohn.“

Beide wünschten der Mutter bis auf ein paar Stunden Lebewohl. Sie mußte Alles noch anordnen lassen, um ihre zukünftige Tochter und die ausgezeichnete Gesellschaft gebührend und würdig zu empfangen. Auch sie, obgleich noch leidend, sollte an der allgemeinen Freude Theil haben.

Der Bürgermeister und sein Sohn verließen ihre Wohnung und schritten eilig durch die St. Johannesstraße. Sie

waren in Begleitung Kaspars, welcher, der damaligen Sitte gemäß, bei Tische hinter seinem Herrn stehen mußte, um ihn zu bedienen. Das Thor des gräflichen Hauses stand sperrweit offen.

Gobert, dem das Amt, die Gäste einzuführen, übertragen war, geleitete den Bürgermeister und seinen Sohn durch den Gang zu einem leeren Platze, wo ein Springbrunnen seine perlenden Wasserstrahlen in die Höhe schoß.

Hier war bereits fast die ganze Gesellschaft anwesend.

Der Graf kam mit seinen vier Töchtern dem Bürgermeister entgegen und stattete ihm den wärmsten Dank ab; ja, er umarmte und küßte ihn, als fühlte er für ihn die Zärtlichkeit eines Bruders.

Der Advokat Marchant, der von der Ruhebank, auf der er saß, diesen ungewöhnlichen Empfang gesehen hatte, schien zu zittern und wandte das Gesicht ab.

Wußte er vielleicht, daß dieser Kuß nichts weiter war, als ein abscheulicher Judaskuß.

Warfuzée führte den Bürgermeister nach der Ruhebank, setzte sich neben ihn und hörte nicht auf, ihn mit Beweisen von Zuneigung und Achtung zu überhäufen.

Die Unterhaltung wurde inzwischen allgemein und Jeder zeigte sich äußerst aufgeräumt und fröhlich. Nur der Advokat Marchant blieb nachdenkend und schwermüthig; aber weil er gewöhnlich immer ernst war, achtete man nicht viel darauf.

Daniel hielt sich zu den Töchtern Warfuzées und versuchte, so gut als möglich, an dem witzigen Gespräche der artigen Fräulein Theil zu nehmen; aber, während seine Lippen gleichgültige Worte murmelten, tauschte er eine geheimnißvolle und begeisterte Augensprache mit Klara aus, deren Herz unter seinem tiefen Blicke vor Unruhe schlug und deren Stirn von Zeit zu Zeit jungfräuliche Schamröthe färbte.

Ein paar Minuten später wurde der Baron von Saizan mit seiner Gemahlin und seinem Sohne eingeführt. Jetzt war die Gesellschaft vollzählig.

Nachdem Warfuzée diese begrüßt, forderte er seine Gäste auf, ihm in den Speisesaal zu folgen.

Einige Diener nahmen den Herren ihre Mäntel und Degen ab; andere brachten Wasser, um die Hände zu waschen.

Dann nahmen Alle an dem Tische Platz, der Graf mit dem Advokat Marchant an der Seite der Thür, der Bürgermeister und der französische Resident ihnen gegenüber, der Baron von Saizan mit den Kanonikern Lintermans, Kerkhem und Nijs an der rechten; Daniel Laruelle, Friedrich von Saizan und Gottir, der Kaplan von St. Johannes, an der linken Seite.

Die Damen saßen, nach ihrer eigenen Wahl, sodaß Klara sich Daniel fast gerade gegenüber befand.

Hinter dem Bürgermeister stand Kaspar, der Baron von Saizan wurde von seinem jungen Pagen bedient. Von Mouzons Diener, den man als einen ausgezeichneten Koch rühmte, war auf Ersuchen des Grafen in der Küche geblieben, um dort einige Aushülfe zu leisten; alle andern Diener gehörten zum Haushalte des Grafen.

Der Speisesaal war ein großes und breites Gemach, welches auf den Hof ging; aber alle Fenster waren, der damaligen Gewohnheit gemäß, mit dichten eisernen Stäben versehen.

Das Mittagsmahl hatte begonnen. Von den ersten Gerichten an, priesen die Gäste die Vortrefflichkeit der Speisen und die Pracht des Bankettes, das sich als ein echt königliches Fest ankündigte.

Warfuzée zeigte eine Heiterkeit, die an Ausgelassenheit grenzte; er ließ unaufhörlich die feinsten Weine einschenken und spornte mit lauten Worten und fröhlichem Zurufen Jeden an, ihm im Trinken nachzueifern.

Wie sehr seine Gäste auch, sei es aus Artigkeit, sei es, weil der Wein ihnen mundete, ihm zu folgen sich bestrebten, sie schienen ihm Alle zu mäßig und er zog mit geistreichem Scherze über den Kanonikus Nijs und den Kaplan Gottir los, die nach ihm als die ersten Liebhaber und Kenner guter Weine rühmlichst bekannt waren.

Hieraus entstand ein fröhliches Wortgefecht, welches der ganzen Gesellschaft zu wiederholten Malen ein schallendes

Gelächter entlockte. Jeder mischte sich in die laute Unterhaltung. Selbst der Bürgermeister, der sonst sehr ernsten Charakters war, ließ sich von der allgemeinen Freude mit fortreißen. Er wollte das Lob des Burgunderweines, den jeder Lütticher besonders liebte, ausbringen, aber der Graf war so aufgeregt und so stürmisch, daß er die Worte seines Freundes Laruelle unterbrach und auf diese Weise fast immer allein das Wort zu führen, fortfuhr. Einige sahen den Grafen von der Seite mit einem Lächeln an, als wollten sie zu verstehen geben, daß er bereits die ersten Wirkungen des Weines zu verspüren begänne.

Es befanden sich an dem ganzen Tische nur zwei Personen, die, inmitten alles dieses Geräusches und dieser Fröhlichkeit nichts von dem gehört hatten, was rings um sie vorging. Wie lang währte ihnen das Mittagsmahl! Sie zählten die Gerichte, sie warfen von Zeit zu Zeit einen sehnsüchtigen Blick auf die Zeiger der Uhr und klagten einander mit den Augen die Trägheit der Zeit, sie lächelten hoffnungsvoll, oder errötheten über ihre Ungeduld . . . . und sprachen so die süße, feurige Sprache der Seele, ohne sich durch die Töne der allgemeinen Freude in dem geheimnißvollen Austausche ihrer Gedanken stören zu lassen. Aber wie langsam auch die Speisen nach und nach von der Tafel verschwanden, die Zeit rückte doch vorwärts und bald sollte der Nachtisch an die Reihe kommen. Dann würde der Graf van Warfuzée in feierlichem Toaste erklären, daß Daniel der Bräutigam Klaras zu werden im Begriffe stände! Er würde sie als Verlobte und ihre Hochzeit als nahe bevorstehend ankündigen! Dieser Augenblick des höchsten Glückes war nahe!

Zur großen Verwunderung der Gäste war der Graf van Warfuzée seit einer Weile nachdenkend und still geworden; er hatte das Haupt in die Hand gelegt und hielt das starre Auge auf die Tafel geheftet.

„Ha, ha, was ist das, Herr Graf?“ rief Kanonikus Nijs. „Seid Ihr damit beschäftigt, die Fäden in dem Tischtuche zu zählen? Ihr habt Euch so stark gezeigt und so viel Lärm gemacht, um wenig auszurichten; Ihr laßt ja schon den Kopf hangen, wie ein besiegter Soldat!“

Warfuzée fuhr wie aus einem Traume auf und antwortete lachend:

„Auf mein Wort, Ihr habt Recht. Besiegt bin ich indessen noch nicht, das werde ich Euch gleich zeigen.“

Er winkte seinen Diener Gobert heran und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Man zweifelte nicht, daß es ein Befehl wäre noch kostbarere Weine heranzuholen. Gobert verließ den Saal.

„Meine Herren“, sagte der Graf, „ich werde die Ehre haben, in Eurer Gegenwart eine Gesundheit auszubringen, der Ihr Alle, davon bin ich überzeugt, lauten Beifall schenken werdet. Ich bitte, haltet Euch bereit, denn ich werde nicht leiden, daß Jemand, selbst die Damen nicht, einen einzigen Tropfen Wein in seinem Glase läßt, obschon wir bis jetzt gewartet haben.“

Wie begann das Herz Daniels zu schlagen; wie der Busen Klaras sich zu heben. Welcher Triumph in den strahlenden Augen Beider! Welche Zärtlichkeit und väterliche Freude lag in dem beglückwünschenden Blicke, den der Bürgermeister auf seinen Sohn und seine zukünftige Tochter richtete.

Gobert kehrte mit einigen Flaschen schäumenden Weines zurück, deren Pfropfen knallend in die Höhe flogen.

Sobald die Gläser gefüllt waren, erhob sich der Graf von seinem Sessel, richtete sein Haupt empor und sagte:

„Meine Herren, ich trinke auf das Wohl Ludwigs des Gerechten, des mächtigen Königs von Frankreich, des Freundes des edlen Lütticher Volkes! Leeret Eure Gläser bis auf die Neige und ruft mit mir: Es lebe der König von Frankreich!“

Einige jauchzten aus wahrer Zuneigung, Andere, um den Grafen nicht zu kränken, seinen Worten Beifall und wiederholten mit lauter Stimme:

„Es lebe, es lebe der König von Frankreich!“

Aber, man hörte, als wäre dieser Ruf ein Signal gewesen, plötzlich in dem Gange schwere Tritte und Waffengeklirr.

Während die Gäste über das eigenthümliche Geräusch erstaunt nach der Thüre blickten, rückten mehr als zwanzig Soldaten in den Saal.

Einige von ihnen trugen Gewehre mit übergezogenem Hahne und brennender Lunte, Andere hielten blanke Säbel in der Hand. Sie waren Alle außergewöhnlich stark, von der Sonne gebräunt, finsteren und kalten Gesichtes und, das sah man auf den ersten Blick, nicht allein der Kleidung, sondern auch dem Blute nach Spanier.

Sie wurden von Grandmont angeführt, der eben so stumm und still wie seine Kameraden, mit einem langen Degen in der Faust mitten im Saale stehen blieb.

Im ersten Augenblicke waren die Gäste geneigt zu glauben, daß die Ankunft dieser Soldaten eine Mummerei oder eine Komödie wäre, eine Erfindung des Grafen, um sie durch ein eigenthümliches und überraschendes Schauspiel zu ergötzen; aber diese Meinung dauerte nicht lange, weil sie eben so rasch die drohenden Läufe von fünfzig Musketen von draußen zwischen den eisernen Stäben erscheinen sahen, als machte man sich bereit, von da auf die ganze Gesellschaft zu schießen.

Jeder schaute den Grafen mit Angst an und Aller Augen baten ihn um Erklärung über das, was vorging.

Warfuzée erhob aufs Neue sein Glas in die Höhe und rief spottend:

„Ha, ha, Verräther, Ihr habt mit so viel Freude auf die Gesundheit des Königs von Frankreich getrunken! ändert jetzt die Melodie des Liedes: Ich trinke auf das Wohl des deutschen Kaisers, des Königs von Spanien und des Fürsten von Lüttich, dessen Bevollmächtigter und Statthalter ich bin. Jeder gehorche mir wie dem Kaiser selbst! Soldaten, vollführt Euren Auftrag. Ma nehme den Bürgermeister und seine französisch gesinnten Anhänger als des Hochverrathes verdächtig, gefangen!“

„Mich gefangen nehmen?“ rief der Bürgermeister, aufspringend. „Und Ihr seid es, Graf van Warfuzée, der die Hand an mich legt? Unmöglich, das ist ein Irrthum, eine Verstandesverwirrung!“

„Kommt, kommt, keine eitlen Worte“, fiel Warfuzée ihm in die Rede. „Kapitän, vollstreckt die Befehle des Kaisers!“

Und die wilden Soldaten sprangen auf Befehl Grandmonts auf den Bürgermeister, seinen Sohn Daniel und seinen Diener Kaspar los.

Alle drei leisteten heftig Widerstand; aber von der Uebermacht überwältigt, wurde ihnen jede Bewegung unmöglich gemacht. Man band ihnen die Arme mit Stricken, womit die Soldaten hinreichend versehen waren, auf den Rücken und schleppte sie ohne Mitleid barsch nach der Thüre des Saales.

Klara hatte einen Augenblick diesem Auftritte vor Schreck und Erstaunen zitternd, zugeschaut, als glaubte sie durch einen gräßlichen Traum irre geführt zu sein; aber der Anblick der Stricke und ein unbeschreiblicher Blick, den der arme Daniel ihr zuwarf, riefen sie zum Bewußtsein zurück. Sie stieß einen herzzerreißenden Angstschrei aus, sprang vorwärts, schlang ihre Arme um den Hals ihres Verlobten und wollte ihn den Händen der Soldaten entreißen.

„Bringt sie zur Ruhe“, polterte Warfuzée, „die Unverschämte, die sich nicht gescheut hat, sich durch die Liebe, welche sie einem Feinde des Kaisers geschenkt hat, zu entehren. Ha, ha, man wird Euch einen Bürger, einen Verräther zum Bräutigam geben! Das erwartete Hochzeitsfest hat begonnen!“

Das Mädchen, welches in ihrer schrecklichen Angst vielleicht den Sinn dieser grausamen Worte nicht begriffen hatte, fiel ihrem Vater zu Füßen und flehte, mit zitternden, in die Höhe gehobenen Händen, seine Barmherzigkeit an.

Auch seine andern Töchter wehklagten und riefen um Gnade.

Aber Warfuzée stieß sie wie ein Rasender in den Saal zurück und sagte mit funkelnden Augen:

„Kapitän, Ihr kennt meine Befehle. Warum führt Ihr sie nicht aus. Wer sich hier rührt oder Lärm macht, den bringt mit Gewalt zum Schweigen und zur Ruhe, meine Töchter sowohl als die Andern. Ich will nichts hören! Führt die Gefangenen weg! Augenblicklich!“

Klara, durch die rauhen Hände der Soldaten angegriffen, versuchte es noch eine Zeitlang, ihrem unglücklichen Verlobten folgen zu können; doch sie erlag unter dem Gefühle ihrer Ohnmacht, ließ sich mit einem Schrei des Abscheues auf einen Stuhl fallen und hielt die Hände vor das Gesicht, um die Thränen zu verbergen, die stromweise aus ihren Augen flossen.

Die Kanoniker bleich vor Schrecken, die Damen mehr todt als lebend, durften sich nicht mehr rühren, denn bei der geringsten Bewegung, die sie machten, sahen sie die blanken Säbel oder die Musketen der mitleidlosen Soldaten sie mit dem Tode bedrohen. Der Baron von Saizan und sein Sohn, aber vor Allen der Abt von Mouzon, zeigten sich keineswegs muthlos und obgleich wohl von zehn Soldaten umringt, klagten sie mit lauter Stimme gegen den verrätherischen Anschlag und riefen, daß der König von Frankreich diese unerhörte Mißachtung des Völkerrechts blutig rächen würde. Sie machten dem Grafen heftige Vorwürfe und beschuldigten ihn, daß er wie ein zweiter Judas, unter dem Scheine der Freundschaft sie tückisch und feige in diese Schlinge gelockt habe.

Warfuzée stand einige Schritte von ihnen, die Arme auf die Brust gekreuzt und sah sie mit teuflischem Lachen, als wären sie Wahnsinnige, an. Er geruhte nicht auf ihre Vorwürfe oder auf das Wehklagen und die Bitten seiner Töchter zu antworten. Aber er holte ein Papier aus seiner Tasche, zeigte es den Kanonikern und sagte mit lauter Stimme:

„Ich, Graf van Warfuzée, repräsentire den Kaiser, den König und den Fürsten. Hier ist meine Vollmacht, von des Kaisers eigener Hand unterzeichnet. Jeder muß mir gehorchen. Innerhalb einer Stunde werden zehn tausend Mann bereit stehen, um einem Winke meiner Finger zu folgen. Der Bürgermeister Laruelle, der Resident von Mouzon und der Baron von Saizan sind meine Gefangenen auf Befehl des Kaisers."

„Aber um des Himmels willen, Herr Graf", bat der Kanonikus Nijs, „laßt uns nach Hause gehen, wir sind nicht in den Befehl mit einbegriffen."

„Fürchtet nichts, ehrwürdige Herren“, antwortete Warfuzée, „man wird Euch nicht die geringste Unbilde zufügen; aber Niemand, wer es auch sei, darf diesen Saal verlassen. Verhaltet Euch demnach still; wenn Ihr es jedoch versucht, wegzugehen, ehe ich es zulasse, wird ein Säbelhieb oder eine Kugel Euch daran erinnern, daß man des Kaisers Befehle nicht straflos mißachtet.“

„Und was Euch betrifft, verfluchte Franzosen da hinten!“ rief er von Mouzon und von Saizan zu, die ihn mit den bittersten Vorwürfen und heftigsten Drohungen nicht verschonten, „wenn Ihr Euch nicht ruhig verhaltet, werde ich Euch sowie den Andern, die Hände auf den Rücken binden lassen, oder den Soldaten befehlen, jedes unverschämte Wort mit einem Kolbenschlage auf Euren Lippen zu ersticken. Ihr wißt es also!“

Er winkte dem Advokaten Marchant, der schweigend, jedoch in voller Freiheit, dem ganzen Schauspiele beigewohnt hatte. Sie gingen zusammen in Begleitung Goberts aus dem Saale, bis auf den freien Platz, wo in einer Ecke, Laruelle, sein Sohn und Kaspar, zwischen einigen Soldaten mit gebundenen Händen standen.

Was mußte Daniel leiden! Sein ganzes Glück war vernichtet, ein ganzes Leben von Seligkeit dahin, sein Vater wie ein Bösewicht gefesselt . . . durch denjenigen, aus dessen Händen er heute eine Braut zu empfangen glaubte! Es war, als ob ein beklemmender, schmerzlicher Alp ihm Schwindel verursachte und alles Bewußtsein raubte. Dennoch versuchte er es, seinen Vater durch Beweise von Liebe zu trösten und zu ermuthigen; und, weil es ihm unmöglich war, sich zu bewegen, um ihn zu umarmen, hatte er den Kopf auf seine Schulter gelegt und Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung tröpfelten auf seine Brust.

Warfuzée schritt hastig zwischen die Soldaten hindurch; — denn alle Ausgänge, selbst die Küchenthür, waren verschlossen.

Auf dem freien Platze näherte er sich, im Vorbeigehn, dem Bürgermeister und rief mit einem Ausdrucke grimmigen Hasses:

„Ha, Verräther, heute muß ich Euer Herz in meinen Händen haben!“

Ohne auf die Vorwürfe und Geberden, welche diese düsteren Worte den Gefangenen entlockten, irgendwie zu achten, zeigte er nach einer offen stehenden Thür, in dem Gange, nicht weit von dem Thore und sagte auf spanisch zu den Soldaten:

„Führt Eure Gefangenen da hinein; Ihr haftet mir mit Eurem Kopfe dafür, daß Niemand sich ihnen nähert.“

Er sah sie hinterher mit einem Lachen triumphirenden Spottes an. Dann wandte er sich an Gobert und sagte zu ihm:

„Geh jetzt zum Kloster der Predigermönche und hole einen Beichtvater für Jemand, der in Todesnöthen liegt. Schnell vorwärts und nichts weiter gesagt!“

Kaum war Gobert verschwunden, um seine Botschaft auszuführen, als der Advokat Marchant ausrief:

„O Himmel, habe ich recht verstanden? Einen Beichtvater? Für wen?“

„Für den Bürgermeister“, antwortete Warfuzée. „Der Verräther muß sterben.“

Aber Ihr habt mir von dieser schrecklichen Absicht nichts gesagt“, stammelte Marchant, fast stumm vor Staunen.

„Es geschieht auf Befehl des Kaisers; er ist zum Tode verurtheilt.“

„Unmöglich! O, ich bitte Euch, zeigt mir den Befehl.“

Der Graf zog ein Papier aus seiner Tasche und zeigte es.

„Also dies ist Eure Vollmacht?“ sagte Marchant mit Entrüstung. „Darin steht nichts von der Todesstrafe gegen Laruelle oder irgend einen Andern.“

„Was ist eine Vollmacht?“ entgegnete Warfuzée. „Bin ich nicht mit kaiserlicher Machtvollkommenheit bekleidet und muß ich nicht handeln als ob ich der Kaiser selbst wäre! Laruelle hat den Tod verdient und ich, ich spreche sein Urtheil aus.“

„Ach, ach, Ihr habt mich hintergangen“, klagte Marchant, „mich und den Schöppen Fleron und Jeden, der Euch seine Unterstützung zur Verhaftung des Bürgermeisters versprach! Solltet Ihr uns gleichfalls in Bezug auf eine

Verschwörung, die vielleicht gar nicht besteht, hintergangen haben? Wer weiß?"

„Der Verrath von Laruelle besteht; ich werde Euch und Alle sofort durch unwiderlegbare Beweise überzeugen, daß der Bürgermeister und sein Anhang das Fürstenthum Lüttich an den französischen König verhandelt hat."

„Aber laßt ihn durch einen regelmäßigen Gerichtshof verhören und verurtheilen."

„Kommt, kommt, mein guter Marchant, ich bin kein Advokat wie Ihr; ich bin Staatsmann und Diplomat. So lange Laruelle lebt, werden die Grignoux sich für stark halten; ist aber Laruelle todt, dann fehlt ihnen jede Stütze und Hoffnung. Er muß zum Wohle des Vaterlandes sterben!"

„Ach, ich bitte Euch, Herr Graf, laßt mich weggehn!" flehte Marchant. „Ich bin voll Angst . . ."

„Weggehen?" wiederholte Warfuzée. „Niemand darf weggehn. Spaziert in dem Garten oder in dem Speisesaale, thut, was Ihr wollt; aber die Thüren sind gut bewacht. Ihr habt mir schriftlich versprochen, mich in meiner Unternehmung bis zum Ende zu unterstützen. Was ich anordne, geschieht auf Befehl des Kaisers und auf meine eigene Verantwortlichkeit. Ihr habt also nichts zu fürchten."

Der Advokat ging zum Springbrunnen und setzte sich dort, erschreckt und muthlos, auf eine Bank nieder.

In diesem Augenblicke sah der Graf das Thor öffnen und seinen Diener mit einem Pater und Bruder des Predigerordens eintreten.

Er näherte sich ihnen im Gange, nicht weit von der Küchenthüre, und grüßte sie sehr freundlich.

„Herr Graf", sagte Pater Antonius Evrard, „Euer Diener hat mich in Eurem Namen abgeholt, um Jemand, der im Sterben liegt, die Beichte zu hören. Ich bin bereit, wo ist der Kranke?"

„Ein Kranker, mein lieber Pater? Kein Kranker; ein Landesverräther, der durch den Kaiser zum Tode verurtheilt ist. Geht in das Zimmer; Ihr werdet dort den Bürgermeister Laruelle finden. Hört seine Beichte schnell an! er muß sterben."

Der Priester schien ihn nicht zu verstehen und sah ihn verstummt an.

„Wohlan, keine Thorheiten Pater!“ rief Warfuzée. „Es muß schnell abgemacht werden. Habe ich Euch rufen lassen, so geschah es nur, um seine Seele zu retten. Wollt Ihr Eure Pflicht nicht erfüllen, so lasse ich den Bürgermeister ohne Beichte umbringen und die Schuld fällt auf Euch!“

„Den Bürgermeister umbringen!“ murmelte noch der Priester. „Aber . . . aber, das ist nicht möglich; ich bin der Spielball eines schrecklichen Traumes.“

„Ihr weigert Euch also?“ polterte Warfuzée.

Sich vor dem Grafen auf die Kniee werfend, begann der Priester um Gnade für den Bürgermeister zu flehen; aber Warfuzée sprang einen Schritt zurück und sagte zu Grandmont, der sich inzwischen genähert hatte:

„Kapitän, sucht mir einige unerschrockene Männer aus; damit sie sich bereit halten, um auf mein erstes Wort das Urtheil zu vollstrecken!

Und wollt Ihr, Pater Evrard, ihn ohne Beichte sterben lassen? Wollt Ihr seine Seele retten oder wollt Ihr es nicht? Entscheidet Euch geschwind; noch eine Minute und es ist zu spät!“

Der arme Priester hörte wohl, daß nichts mehr zu hoffen war. Die Stimme des Grafen war in der That trocken und barsch, als wäre sein Athem vor Mordlust glühend geworden; die Augen standen ihm verkehrt im Kopfe, er lief hin und her und stampfte ungeduldig und rasend mit den Füßen, wie ein Mensch, der einem Anfalle von Wahnsinn erliegt.

Langsam trat der Priester in die Stube, wo die drei Gefangenen nahe bei einander standen. Daniel und Kaspar vergossen reichliche Thränen; der Bürgermeister schien ruhiger und mehr in sein Schicksal ergeben. Dennoch entfuhr ihm ein Schreckensschrei, als er den Priester in das Gemach eintreten sah.

„Ihr hier, Ehrwürden?“ sagte er. „Ihr Pater Evrard, mein Freund? Ach, Eure Niedergeschlagenheit sagt mir, was Ihr thun sollt. Ja, ich begreife es: das Ungeheuer, der Judas will mein Blut; ich bin zum Tode verurtheilt.

Ach, mein armer Sohn, mein armes Weib! Ist das also der Lohn für meine Anhänglichkeit an mein Vaterland, der bittere Lohn für ein ganzes Leben voll Mühen, Leiden und Aufopferung? O, es gibt einen Gott, der mich rächen wird."

Mit Thränen auf den Wangen und fast athemlos vor Schreck und Mitleiden, versuchte es der Priester, ihm Muth einzuflößen und ihn zu trösten, indem er ihm die Hoffnung gab, daß er, der als Märtyrer stürbe, im Himmel für die menschliche Ungerechtigkeit Entschädigung finden würde. Doch seine Worte verhallten vollständig unter dem Gejammer, welches Daniel und Kaspar in ihrer Verzweiflung erhoben. Der unglückliche Jüngling strengte sich so sehr an, seine Stricke zu zerreißen, daß seine Glieder krachten. Blut schien ihm in den Augen zu stehen und es war, als brächen ihm durch das schreckliche Knirschen die Zähne im Munde.

Grandmont zeigte sich an der Thür und befahl, daß man den Jüngling und den Diener aus dem Gemache führen sollte.

Daniel rief, daß er gleichfalls beichten müßte und mit seinem Vater sterben wollte und, da der Bürgermeister ihn beschwor, sich dem grausamen Geschicke zu unterwerfen, um doch seiner armen Mutter ihren einzigen Trost nicht zu rauben, rang er so heftig mit den Soldaten, die ihn angefaßt hatten, daß sie große Gewalt anwenden mußten, um ihn aus dem Gemache zu schleppen.

Man brachte ihn auf den freien Platz und gab ihm vier starke Soldaten als Bewachung. Der Jüngling hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und schien ruhig, wenigstens durch das Gefühl seiner völligen Machtlosigkeit besiegt.

Allgemeine Stille herrschte daher, während der Bürgermeister mit dem Priester in eine Ecke des Gemaches sich zurückgezogen hatte und dort sich anschickte, der bösen, falschen Welt Lebewohl zu sagen . . .

Aber, ohne daß Jemand in dem Hause es wußte, geschah in diesem Augenblicke etwas, was dem unglücklichen Schlachtopfer noch Hoffnung auf Rettung würde eingeflößt haben, wenn es Kenntniß davon gehabt hätte.

Der Diener des Abtes von Mouzon, der auf Ersuchen des Grafen in der Küche geblieben war, hatte nicht allein die Mönche hereintreten sehen; sondern zugleich gehört, wie Warfuzée ihm sagte, daß der Bürgermeister sterben müßte. Dieser Diener befürchtete ein gleiches Loos für seinen Herrn und war leise die Treppe, die zu den Stuben der Dienstboten führte, hinaufgeschlichen und hatte, nach langem Suchen, endlich ein Dachfenster erreicht. Da saß er nun rücklings auf dem Dache, nach der Sauvenière und dem St. Johannesplatze hin, allerlei Zeichen den Vorübergehenden machend, um ihre Hülfe anzurufen und ihnen begreiflich zu machen, daß man dort unten im Hause damit beschäftigt sei, einen gräulichen Mord zu begehen . . .

Man verstand seine Geberden nicht. Einige waren der Meinung, daß der Mann seinen Verstand verloren hätte; Viele jedoch wurden durch die Ahnung, daß in der Wohnung des Grafen etwas Wichtiges, etwas Schreckliches vorgehe, wahrscheinlich beunruhigt; aber in ihrem Zweifel thaten sie nichts anders, als einander ihre Vermuthungen mittheilen. So versammelte sich allmälig viel Volk auf dem St. Johannesplatz und dem Beggardenkai.

Grandmont, der an der Thür des Gemaches stand, wo der Bürgermeister noch vor dem Priester auf den Knieen lag und seine Tröstungen anhörte, trat herein und sagte:

„Ehrwürden, Ihr müßt aufbrechen. Eure Pflicht ist hier erfüllt . . . Wollt Ihr dem blutigen Schauspiele beiwohnen?“

„O, wie grausam, wie ergreifend eine so abscheuliche Hinrichtung auch für mich sein mag, ich werde bleiben“, antwortete der Priester.

„Unmöglich. Ich habe Befehl, Euch aus dem Gemache zu führen, Ihr müßt gehorchen.“

Er flüsterte dem Korporale ein Wort in das Ohr und dieser mit noch einigen andern Soldaten ergriffen die Mönche bei den Armen und brachten sie über den freien Platz in den Garten. Grandmont verließ gleichfalls das Gemach.

„So, Herr Bürgermeister, erweckt Reue und Leid“, sagte ein Soldat, Eure letzte Stunde hat geschlagen.“

„Aber, liebe Freunde“, flehte Laruelle, „Ihr seid Soldaten, jedoch keine Henker. Wie könnt Ihr so kaltblütig einen Menschen umbringen, der nie, nie, Jemand ein Unrecht zugefügt hat! Denkt daran, daß wir alle Christen und Brüder auf dieser Welt sind. Ich habe eine Frau; meinen armen Sohn habt Ihr gesehen. Rettet mich! O, nein, taucht Eure Hände nicht in mein unschuldiges Blut!“

„Gäbe Gott, daß Ihr fern von hier wäret und wir auch“, wurde ihm geantwortet. „Aber wir sind Soldaten; unsere Waffen gehören dem Dienste des Königs.“

Der Graf van Warfuzée kam polternd an die Thür des Gemaches und rief auf spanisch:

„Wie? er lebt noch? Muß ich an Eurem Muthe zweifeln. Schlagt den Verräther todt, damit es vorbei ist!“

„Wir sind nicht mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragt“, sagte einer der Soldaten. „Herr Gilles de Pas ist ausgegangen, um die Henker zu holen.“

In der That erschien in diesem Augenblicke Grandmont auf dem freien Platze mit vier oder fünf Kerlen, auf deren unwirschem und wildem Gesichte die kälteste Grausamkeit zu lesen war.

„Aber, was soll das heißen?“ schnaubte Warfuzée, mit den Füßen stampfend. „Warum vollstreckt Ihr meine Befehle, die Befehle des Kaisers nicht? Ich vergönne Euch noch zwei Minuten und ist dann nicht Alles ausgeführt, wehe Euch!“

„Seid ruhig, Herr Graf“, antwortete Grandmont, „noch eine halbe Minute und seine Seele soll die lange Reise antreten. Hier sind Kerle, die ihren Schlag nicht verfehlen.“

„Wohlan, geschwind denn!“

Grandmont trat mit seinen Leuten in das Gemach.

„Thut Eure Pflicht“, sagte er.

Kaum war dieses Wort seinem Munde entfahren, als Sebastian Laruelle, der tugendhafte und freiheitsliebende Bürgermeister Lüttichs einen Säbelhieb auf den Kopf bekam, der ihm eine tiefe Wunde beibrachte.

Das arme Schlachtopfer wankte auf seinen Beinen, doch rief es noch mit ungeheurer Kraftanstrengung:

„Gott, o mein Gott! Gnade, Gnade, ich sterbe!“

Dieser Schrei, dieser schneidende Todesschrei klang zu den Ohren Daniels. Er beantwortete ihn mit einem Geheul der Verzweiflung und rang und reckte so gewaltig seine Gliedermaßen, daß er die Stricke, womit er gebunden war, in sein eigenes Fleisch riß und zum Erstaunen der Wachen wirklich seine Fesseln sprengte.

Mit der Blitzesschnelle des Gedankens sprang er vorwärts, stürmte in das Gemach und hielt die Hände in die Höhe, um den Säbel zu erfassen, der zum zweiten Male auf seines Vaters blutiges Haupt niederfallen sollte . . .

Aber ein fürchterlicher Kolbenschlag traf ihn in den Nacken, er drehte sich um sich selbst, wollte noch die Hände ausstrecken, stürzte aber unter Convulsionen gegen die Mauer, wo er bewußtlos liegen blieb.

Zu gleicher Zeit fielen vier der Henker über den bereits mit dem Tode ringenden Bürgermeister her; sie durchhackten ihm Kopf und Rumpf mit ihren Säbeln und, weil das Leben ihn nicht schnell genug zu verlassen schien, sprang einer der Henker nach draußen, bat Grandmont um seinen langen Degen und durchbohrte damit den Körper des verscheidenden Bürgermeisters zu verschiedenen Malen.

Warfuzée, der auf dem freien Platze das Ende seines unmenschlichen Verrathes abwartete, trat näher, besah sich von der Thür aus den Leichnam des Bürgermeisters, der in einer Blutlache da lag, lachte triumphirend, rieb sich die Hände, als hätte er ein herrliches Werk verrichtet und lief nach dem Speisesaale, wo er wie ein Sinnloser mit den Händen über dem Kopfe erschien und frohlockend ausrief:

„Es lebe der Kaiser! es lebe der König! es lebe der Fürst von Lüttich!"

Aber Niemand antwortete ihm, Alle standen zitternd und bleich da und fürchteten, dem Blicke dieses Ungeheuers zu begegnen.

Die zwei Predigermönche waren in dem Saale gegenwärtig und hatten ohne Zweifel das grausame Urtheil bekannt gemacht, überdies war in das Gemach der letzte Nothschrei des Schlachtopfers gedrungen.

Klara lag ohne Bewußtsein in den Armen ihrer Schwester Lucia und die Baronin von Saizan, obwohl selbst fast vor

Schreck ohnmächtig, stellte Versuche an, das arme Kind in's Leben zurückzurufen.

Der Abt von Mouzon war noch kühn und vermessen genug, um hinter den Soldaten her, dem Grafen Warfuzée zuzurufen:

„Ha, feige Schlange, falscher Judas! Ihr wagt es, Euch adlig zu nennen, Ihr, der Ihr Nichts seid, wie ein feiger Meuchelmörder. Zittert, Ihr werdet Eure unerhörte Gräuelthat hundertfältig büßen; in meiner Person beschimpft Ihr den König von Frankreich, den ich hier repräsentire. Müßte er halb Europa darüber in Feuer und Flammen setzen, er würde doch seine gekränkte Ehre an Euch rächen, sinnloser Bösewicht."

„Noch ein Wort und ich lasse Euch gleichfalls umbringen", schnaubte Warfuzée. „Soldaten, schweigt der anmaßende Schwätzer nicht, schleppt ihn drüben in das Gemach und legt ihn neben den Andern zur Ruhe!"

Von Mouzon, der nicht daran zweifelte, daß dieser Befehl sofort vollstreckt werden würde, begann zu zittern und verhielt sich ruhig.

Dann erhob der Graf van Warfuzée aufs Neue die Stimme und sagte zu den Kanonikern und dem Advokaten Marchant, die gesenkten Hauptes in einer Ecke des Saales standen:

„Ihr, meine Herren, habt nichts zu fürchten. Der Bürgermeister Laruelle ist auf Befehl des Kaisers getödtet, nachdem er gebeichtet und seine Sünden bereuet hat. Heute ist die verkannte Oberhoheit des Fürsten in Lüttich wieder hergestellt; heute bin ich in meine Ehren, meine Güter wieder eingesetzt und Statthalter im Namen Eures Fürsten, Ferdinands von Baiern . . . Ihr Soldaten, meine tapferen Freunde, sollt erfahren, wie ich Muth und Anhänglichkeit belohne; keiner ist unter Euch, dem ich nicht eine Kapitänstelle verschaffen und überdies eine Summe Geldes schenken werde, die hinreichend ist, Euch reich zu machen. Habt guten Muth; es sind zehntausend Mann, welche die Waffen in Händen haben, um mich in meinem Unternehmen kräftig zu unterstützen! Ha, ich weiß wohl, daß der König von Frankreich, aus Rache gegen mich, meinen Sohn

Albert zu Paris umbringen lassen wird; aber was geht es mich an, daß er stirbt, wenn es zur Vergrößerung der Ehre des Kaisers und des Königs von Spanien geschieht!"

Die Kanoniker und Predigermönche flehten ihn nochmals an, sie weggehn zu lassen.

„Jetzt werde ich Euch weggehn lassen, meine Herren", sagte er. „Wenn ich Euch heute hierher kommen ließ, geschah es nicht, weil ich gegen Euch etwas im Schilde führte, sondern weil ich Eures Dienstes bedurfte. Diesen Dienst werdet Ihr mir leisten."

Er öffnete seine Tasche, zog ein ganzes Packet versiegelter Briefe heraus und überreichte einem Jeden der Kanoniker einige davon.

„Hier sind", sagte er, „Briefe, durch welche ich das Kapitel von St. Lambertus, die Mitglieder des Schöppenrathes und andere Personen von Ansehn, deren Namen die Adresse besagt, von dem Befehle des Kaisers und dem Tode des Bürgermeisters in Kenntniß setze. Geht, meine Herrn, befördert diese Befehle schnell und Ihr werdet in einigen Augenblicken gewahren, daß Sebastian Laruelle das einzige Hinderniß für die Versöhnung des Lütticher Volkes mit seinem rechtmäßigen Fürsten war. Vergesset nöthigen Falles nicht, daß ich Euch im Namen des Kaisers den Befehl ertheile, diese Botschaften getreu zu überbringen. Kommt, meine Herren, ich werde Euch das Thor öffnen lassen."

Die Entfernung der Kanoniker erfüllte die Andern mit einem unbeschreiblichen Schrecken. Sie glaubten, daß ihr letzter Augenblick gekommen wäre. Die Baronin von Saizan faßte, vor Angst außer sich, den Kanonikus Kerckhem bei den Kleidern und versuchte ihn zurückzuhalten; aber ein Soldat, durch das wüthende Geschrei van Warfuzées angetrieben, stieß die edle Dame mit dem Kolben seiner Muskete so heftig gegen die Brust, daß sie vor Schmerz wankte und zu Boden fiel. Auch die drei ältesten Töchter Warfuzées erfüllten das Gemach mit einem schrecklichen Lärm und fielen auf die Kniee, indem sie ihrem unmenschlichen Vater „Gnade, Gnade!" zuriefen.

„Um meine Pflicht gegen den Kaiser zu erfüllen", rief der Graf, „kenne ich weder Sohn, noch Töchter, noch Freunde.

Soldaten, bringt die Weiber zum Schweigen; und, wollen sie nicht gehorchen, bringt sie wie jeden Andern um!"

Nachdem er diese wahnsinnigen Worte gesprochen hatte, entfernte er sich mit den Kanonikern, den Mönchen und dem Advokat Marchant, die sich nur, um aus diesem Hause des Mordes und der Gräuelthat zu kommen, zur Ausführung der übertragenen Botschaft bereit zeigten.

Eine Weile darnach hörten die Gefangenen plötzlich auf dem St. Johannesplatz ein großes Getöse von Stimmen; verwirrte Laute, vielleicht Nothrufe, die wenigstens darthaten, daß auf dem freien Platze, vor dem Hause des Grafen, viel Volk versammelt sein mußte.

„Ha, ha", rief von Mouzon, mit plötzlicher Hoffnung in seinen Augen. „Das Gottesurtheil naht! Die Kanoniker haben den Verräther beim Volke angeklagt. Es wird ein schrecklicher Sturm entstehen. Vielleicht wird er mich auch aus dem Wege räumen, aber dennoch wird das Blut des nichtswürdigen Judas die Unthat büßen."

Nach diesen Worten stand er wie die Andern, mit klopfendem Herzen und gespannten Ohren da, um auf den geheimnißvollen Lärm zu lauschen, der wie das ferne Toben eines aufgeregten Meeres in der Luft zu schweben schien. Vielleicht rückten die zehntausend Mann, von denen der Graf gesprochen, heran, um ihm Beistand zu leisten! Vielleicht dagegen war es der Nothschrei, der durch die Stadt erscholl und das Volk zu den Waffen rief, um Rache zu nehmen für die schnödeste That, die je den Boden des Fürstenthums besudelt hat.

Während Einige mit starren Augen, vor Angst und Hoffnung zitternd in die Ferne schauten, und so den geringsten Laut, den unbedeutendsten Lärm zu vernehmen suchten, entfuhr Allen ein Schrei des Erstaunens.

Daniel trat mit einem krampfhaften Lächeln auf dem Gesichte, einen glänzenden Freudenstrahl in den verwilderten Augen, die Hände über dem Kopfe schwenkend, in den Speisesaal, als frohlocke er über einen errungenen Triumph.

„Ha, ha, ich gehe zum Traualtar!" rief er aus, „heute ist mein Verlobungsfest; morgen die Hochzeit, die schöne, glückliche Hochzeit! . . . Berge und Thäler, fließende Ge-

wässer, Vögel und Blumen, Friede und Liebe .... auf dem St. Martinsberge ... Komm, komm, du Engel der Güte, komm, der Priester erwartet uns am Altare."

Und, während er dieses sagte, ergriff er die Hände der Frau von Saizan und wollte sie mit Gewalt nach der Thüre des Saales schleppen.

„Klara, Klara, komm!" schrie er wie wahnsinnig.

Die Stimme, der Schrei ließ die arme Klara aus ihrer langen Ohnmacht erwachen. Aufspringend, mit emporgehobenen Händen, eilte sie auf Daniel zu, während sie seinen Namen stammelte und an seinen Hals fliegen zu wollen schien.

Er wich einen Schritt zurück, raubte ihr durch den feurigen Haß, der aus seinen Augen flammte, jede Bewegung und heulte, als wäre seine Stimme die eines wilden Thieres:

„Ho, weg, Schlange! Du bist nichts als Blut, rauchendes Blut, vom Kopfe bis zu den Füßen! Du hast meinen Vater ermordet. Gräßlich, gräßlich, was Du da in den Händen hälst, ist das Herz des unschuldigen Märtyrers! Möge Gott Dich wie Alle, die den Namen van Warfuzée führen, ewig verdammen."

Klara war mit einem ohnmächtigen Todesschrei hintenüber zu Boden gefallen.

Der wahnsinnige Jüngling, dem der Schaum der Raserei auf den Lippen stand, sprang auf sie zu und rief:

„Da stirb, Judas, stirb Mörder!"

Und er hob den Fuß auf, um dem unglücklichen Mädchen den Kopf zu zerschmettern; aber die Soldaten erfaßten und schleppten ihn mit Gewalt nach der andern Seite des Speisesaales. Er rang mit solcher Wildheit, daß vier der stärksten Männer ihn kaum bändigen konnten; ja, er biß einen der Soldaten so grimmig in die Hand, daß das Blut aus der Wunde spritzte.

„Er ist toll; bindet ihn, bindet ihn!" riefen seine Kameraden.

In weniger als einem Augenblicke waren die Arme des Jünglings auf seinem Rücken gebunden; und, als er

sich dessen ungeachtet mit den Füßen zu vertheidigen suchte, wurden ihm auch die Beine gefesselt.

Da lag er nun niedergeworfen an der Mauer wie ein wüthendes Thier, zappelnd und heulend . . . und an der andern Seite Klara, besinnungslos und blaß wie eine Leiche.

Was jetzt auf dem St. Johannesplatze geschah, erregte so viel Hoffnung den Gefangenen und so viel Besorgniß den Soldaten, daß die Aufmerksamkeit der Anwesenden von den beiden Schlachtopfern abgelenkt wurde.

Man hörte, daß mit großer Gewalt gegen das Thor gestampft wurde, ja, man machte Versuche, es mit Hämmern zu zerschmettern; denn der Schall dieser Schläge hallte durch das ganze Haus wieder.

Indessen sauste ein so gewaltiges, Entsetzen erregendes Gebrause von Stimmen in der Luft, als wäre das ganze Lütticher Volk vor dem Hause versammelt.

Plötzlich rief von Mouzon mit Freude aus:

„Dank, o Gott, wir sind gerettet! Seht, seht dort in dem Garten; bewaffnete Bürger, unsere Erlöser!"

In der That war eine gewisse Anzahl Lütticher, worunter zwei oder drei mit Musketen bewaffnet, sich befanden, an der Seite der Sauvenière über die Hofmauer geklettert und näherten sich jetzt dem Speisesaale, ohne daß sie von den Soldaten bemerkt wurden, die fast alle hinter dem Vorderthor aufgestellt standen.

Der Baron von Saizan sagte in feierlichem Tone zu den Soldaten im Saale:

„Freunde, Ihr seht wohl, was vorgeht: das Lütticher Volk steht im Begriffe, mit stürmender Hand dieses Haus einzunehmen; Ihr werdet in Stücke gehackt werden; aber legt die Waffen nieder und ich verspreche Euch das Leben."

Die Spanier, die wahrscheinlich der Meinung waren, daß tausende von Männern von der Seite des Gartens hereinströmten, legten die Waffen auf den Fußboden und gaben sich gefangen.

Auf den Ruf der Frauen, die durch die Stäbe der Fenster die Bürger um Hülfe anflehten, rückten diese in den Saal und fragten, was eigentlich in dem Hause des

Grafen vorgefallen wäre; aber die erschreckten Damen fielen ihnen zu Füßen und riefen:

„Rettet uns, erlöst uns! Ach, wir schweben in schrecklicher Lebensgefahr. Um Gottes willen führt uns von hier weg, bringt uns in Sicherheit."

Sie zogen die bewaffneten Bürger aus dem Saale nach dem Garten hin. Der junge Baron von Saizan hob, durch seinen Diener unterstützt, den besinnungslosen Körper der unglücklichen Klara auf und trug sie aus dem Saale weg. Von Mouzon entfesselte die Arme und Beine Daniels, um ihm das Entfliehen zu ermöglichen; aber der irre Jüngling, der bis dahin von Hochzeit, Glück und Liebe unaufhörlich gefaselt hatte, fing mitten im Saale zu tanzen an und weigerte sich, seinem Retter zu folgen.

In diesem Augenblicke wurde ein Musketenschuß von der Seite des Thores her abgefeuert und der Sohn des Barons von Saizan erhielt eine Kugel in das Bein. Sein Nothschrei erfüllte Alle mit solchem Schreck, daß sie in voller Hast nach der Sauvenière hin flüchteten und durch das Thörchen, welches sie jetzt von innen öffnen konnten, wohlbehalten entkamen.

Grandmont kam in den Speisesaal gelaufen.

„Was bedeutet das?" fiel er gegen die Soldaten aus, deren Waffen noch am Boden lagen. „Wo sind die Gefangenen?"

„Bewaffnete Bürger sind gekommen", wurde ihm geantwortet. „Sie haben die Gefangenen befreit und sind damit weggegangen."

„Nach welcher Seite hin?"

„Nach dem Thörchen in der Mauer."

„Kommt, keine Feigheit! hebt Eure Waffen auf und schießt Alle, die sich dort zeigen, nieder! Geschwind! Müssen wir sterben, so wollen wir wenigstens, wie es alten Kriegsleuten geziemt, unser Leben verkaufen!"

Die Soldaten gehorchten, wiewohl mit Murren seinem Befehle, um so mehr, da er schwor, den ersten, der sich widersetzte, ohne Barmherzigkeit mit seinem langen Degen zu durchbohren."

Er lief in den Gang zurück, ließ das Vorderthor, ge-

gen welches gewaltig geklopft wurde, noch mit einem Querbalken verbarikadiren und begab sich dann auf den freien Platz, wo er den Grafen van Warfuzée, bebend vor Angst und bleich wie eine Leiche, das Haupt mit den Händen stützend, fand.

„Ha, so, Herr Graf, jetzt steht Ihr da wie ein rathloses Kind!“ polterte er wüthend. „Wo sind jetzt die zehntausend Mann, die bei der Nachricht von der Ermordung Laruelles zu den Waffen laufen sollten, um Euer Unternehmen mit Erfolg zu krönen? Es stehen auf dem St. Johannesplatz zehntausend Lütticher, die nach Eurem Blute dürsten. O, Ihr habt mich und meine Leute dem abscheulichsten, schimpflichsten Tode geweiht. Ihr pocht auf Euren Verstand, Euren Scharfsinn und Eure Verschlagenheit! Ihr seid dumm, boshaft und feige!“

Warfuzée stammelte einige Entschuldigungen und drückte die Hoffnung aus, daß sich die Lage der Dinge noch ändern würde, wenn man nur das Thor so lange vertheidigen könnte, bis seine Briefe an ihre Bestimmung gelangt wären.

Aber Grandmont, der wie ein echter Kriegsmann seinen Muth mit der Gefahr wachsen fühlte, schleuderte ihm einige tadelnde und verächtliche Worte ins Gesicht und eilte nach dem Thore zurück.

Warfuzée, in dessen Inneren jeder Schlag gegen das Thor wie ein Todesurtheil wiederhallte, wich bis zum Springbrunnen zurück.

Hier saß noch Kaspar, der treue Diener des Bürgermeisters, mit auf den Rücken gebundenen Händen. Er flehte den Grafen an, ihm doch die Freiheit zu vergönnen, da er, ein schlichter Diener, doch keines Staatsverbrechens schuldig sein könnte.

Ein plötzlicher Hoffnungsstrahl glänzte in den Augen Warfuzée's. Er machte hastig die Arme Kaspars frei und sagte zu ihm:

„Euch habe ich nie etwas Böses gewünscht, mein Freund. Was ich gethan habe, geschah nur, um dem Willen des Kaisers zu gehorchen. Ihr könnt noch Alles retten. Kommt, folgt mir. Das Volk kennt und achtet Euch. Steigt auf

den Balkon und sprecht zu den Bürgern. Sagt und macht ihnen begreiflich', daß Sebastian Laruelle auf Befehl des Kaisers und des Fürsten von Lüttich gestorben ist. Bezeugt, daß er das Land an Frankreich verkauft und seinen Verrath in der Beichte bekannt hat."

Kaspar stellte sich auf den Balkon, bewegte die Lippen, doch sprach er nichts; denn, wie sehr er sich auch unter der Herrschaft des Schreckens befand, er konnte es doch nicht über sich gewinnen, seinen unschuldig ermordeten Herrn fälschlich einer Freventhat zu zeihen.

„Ihr sagt nichts, Kaspar?" rief Warfuzée. „O, ich flehe Euch an, mein Freund, sprecht, rettet mich, ich werde Euch reich machen wie einen Edelmann!"

„Herr Graf, sie sind zu fern und werden mich nicht verstehen."

„Versucht es, um Gottes willen!"

„Sie richten ihre Musketen nach dem Balkon, Herr Graf."

„Sind ihrer viele, Kaspar?"

„Der ganze Platz wimmelt von Volk."

„Ach, ach!" seufzte Warfuzée, „sollte es denn keine Hoffnung mehr geben!"

Plötzlich kam Kaspar von dem Balkon gelaufen und stammelte zitternd:

„Flieht, flieht! Da bringt man eine große Kanone in der Richtung des Thores auf den Platz! Flieht, flieht! noch einen Augenblick und das Blut wird hier in Strömen fließen."

Der Graf folgte dem Diener und beide verschwanden in der Thür, die zu den Gemächern nach dem Garten hin führte.

Es herrschte eine Zeit lang eine Todesstille, sowohl außerhalb wie innerhalb des Hauses.

Dann ließ ein Kanonenschuß wie ein Donner das Kloster St. Johannes in seinen Grundfesten erbeben; das Thor, durch die eiserne Kugel am Schlosse getroffen, schlug hintenüber und das rasende Volk stürzte wie eine Sturmfluth in das Haus und auf den freien Platz.

Noch versuchten die in einem Nebenzimmer verschanzten spanischen Soldaten sich zu vertheidigen und schossen heftig

unter die Bürger; aber nichts konnte dem furchtbaren Strome widerstehen. Der erste, der fiel, war Grandmont, durch die Hacke eines Grubenarbeiters in den Nacken getroffen. Die Andern lebten nur einige Augenblicke länger, sogleich lagen sie, bis auf den Letzten, auf dem Fußboden; in ihrem Blute sich badend und von dem wüthenden Volke zertreten.

Einige Schritte weiter stieg plötzlich ein gewaltiger Lärm, ein Ruf der Verzweiflung, mit schrecklichem Rachegeschrei vermischt, in die Höhe. Hier flossen Thränen, dort raufte man sich die Haare aus und jammerte:

„Wehe, wehe, der Stadt Lüttich! Wehe, wehe, unser Vater ist todt!“

Welcher Anblick in dem verhängnißvollen Gemache! Die entstellte Leiche des Bürgermeisters und daneben in der Blutlache ein Jüngling auf den Knieen, der lachte und rief: daß er zum Traualtare ginge.

Aber aus dem Schooße derjenigen, welche diese Gräuelscene mit ansahen, erhob sich plötzlich ein anderer Schrei.

Der Kapitän der Gilde von St. Pholian rief einigen seiner Leute zu:

„Wir wollen gleich weinen, Freunde; jetzt zur Rache! Den Mörder Warfuzée müssen wir haben. Kommt, wir wollen das Haus durchsuchen und sollte es nöthig werden, den Grund, worauf unsere Stadt steht, umwühlen!“

Kaspar, der in diesem Augenblicke von einer Treppe herunterstieg, sagte zu dem Kapitän:

„Sucht Ihr den Grafen van Warfuzée? Folgt mir ich will Euch den tückischen Verräther zeigen.“

Die Schützen eilten mit dem Diener nach oben. Kaspar zeigte mit dem Finger nach einer Bettstelle.

„Dort, dort, in dem Bette unter der Decke verborgen, liegt der Judas!“ rief er.

Man legte von allen Seiten Hand an den Grafen, und zerrte ihn so gewaltig aus seinem Bette, daß er wie ein Stein auf den Boden fiel. Schon wurden Säbel und Gewehrkolben aufgehoben, um ihm den Kopf zu zerschmettern; aber der Kapitän hielt seine Leute zurück.

„Nein, nein, schlagt ihn noch nicht todt“, sagte er, „dann wäre es zu schnell um ihn geschehen; der Bösewicht muß noch leiden, lange und viel leiden, um seine unerhörte Schandthat zu büßen.“

Warfuzée hatte sich in die Kniee aufgerichtet und flehte mit zitternden Händen um Gnade. Er sprach vom Kaiser und Hochverrath; er bot Schätze und Gunstbezeugungen an; aber er bekam nichts als einen gewaltigen Faustschlag auf den Mund zur Antwort.

„Nach unten, nach unten!“ rief der Kapitän.

Warfuzée ward bei den Beinen ergriffen, man schleppte ihn von der Treppe herunter auf den freien Platz und warf ihn zu Boden.

Hundert wüthende Männer wollten ihn augenblicklich zerreißen; aber der Kapitän von St. Pholian ließ ihn von seinen Genossen umringen, während er die lederne Tasche dem Grafen vom Leibe zog und einige Papiere daraus hervorzog.

„Himmel, wie ist das möglich. Der Advokat Marchant und der Schöppe Fleron Mitschuldige dieses Ungeheuers? Und doch versprechen sie ihm, ihn in seiner Unternehmung gegen den Bürgermeister beizustehen. Hier ist ihre eigenhändige Verpflichtung!“

Der Kapitän wurde in der Untersuchung der Papiere aufgehalten; denn der Andrang der heranströmenden Menge war so gewaltig, daß er und seine Leute fast darunter erlagen. Die Luft hallte wieder von Rachegeheul; die Waffen blitzten über den Köpfen des wüthenden Volkes.

In diesem Augenblicke drang Kaspar durch die Schützen bis zum Grafen vor:

„Herr van Warfuzée“, rief er, „Ihr habt meinen armen Herrn einer abscheulichen Unthat beschuldigt; Ihr habt gesagt, daß er sein Vaterland an Frankreich verkauft hat. Der Tod steht jetzt vor Euren Augen; Ihr werdet vor Gott erscheinen. Wagt Ihr es, Eure schnöde Beschuldigung zu wiederholen?“

„Nein, nein, o Freunde“, stammelte der Graf. „Sebastian Laruelle hing treu an Volk und Vaterland, aber der Kaiser hatte befohlen . . .“

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken; denn in diesem Augenblicke fuhr ihm ein Degenstich durch die Seite. Er fiel auf die Kniee und wollte sich noch aufrichten, aber, als wäre der erste Stich ein Signal gewesen, die Schützen wurden über den Haufen gedrängt und Beile, Säbel und Musketenkolben fielen wie ein Hagel auf den Mörder.

Es fand ein wahnsinniges Gefecht über seiner Leiche Statt; Jeder wollte das Ungeheuer zerschmettern, Jeder die Schlange zermalmen, die durch ihren giftigen Biß das Lütticher Volk seines Vaters und die Freiheit ihres kräftigsten Vertheidigers beraubt hatte.

Lange dauerte indessen dieses Schauspiel wilder Rachsucht nicht. Einige Männer, die einen Strick auf dem Boden liegen gesehen hatten, banden diesen an die Füße der Leiche; und sich daran spannend, wie an einen Siegeswagen, liefen sie jauchzend über den St. Johannesplatz und quer durch das Volk auf den Markt nach dem Rathhause. Hier hingen sie die verstümmelte Leiche des Grafen René van Warfuzée an den Galgen . . .

Nachdem bereits die kalten Ueberreste durch Schmutz und Koth, durch Degenstiche und Beilschläge unkenntlich gemacht waren, eilten sie nach den Wohnungen des Advokaten Marchant und des Schöppen Fleron und aller derjenigen, deren Namen in den Papieren angegeben waren, die man in der Tasche des Grafen gefunden hatte.

An diesem Tage wurden in Lüttich viele Menschen, die zum Theil ganz unbetheiligt waren, grausam ermordet; Häuser geplündert, abgebrochen und in Brand gesteckt . . .

Es war bereits Mitternacht, als das wüthende Volk noch die Straßen anfüllte und bei der Helligkeit der in Flammen stehenden Häuser neue und immer neue Schlachtopfer aufsuchte . . .

Münster, gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.